

Die große Gruselserie von Jason Dark

Diablitas Mörder-Gnome

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115



Diablitas Mörder-Gnome

John Sinclair Nr. 393

von Jason Dark

erschienen am 14.01.1986

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Diablitas Mörder-Gnome

In dieser Nacht mußte die Entscheidung fallen!

Es sollte der Zweikampf der stärksten Ritter werden, und er sollte in der Dunkelheit stattfinden, um den Reiz dieses Kampfes noch zu erhöhen. Für die Königin war dieses Turnier das Ereignis des Jahres!

Gegen Abend war Wind aufgekommen. Warm und trocken wehte er von den im Süden liegenden Bergen und brachte braunen Staub mit, manchmal vermischt mit feinen, gelben Sandkörnern. Wimpel und Fahnen der Zelte flatterten lustig im Wind.

Viele waren gekommen.

Bauern und Edelmänner. Stolze Ritter, verwegene Knappen und auch einsame Männer aus den Bergen, die sich einen Kampf nicht entgehen ließen. Wirte, Marketender, viel Volk und zahlreiche Huren hatten sich eingefunden, denn das Fest sollte drei Tage und drei Nächte dauern…

Da mußten die Menschen essen und trinken. So trug der Wind den Duft zahlreicher Schweine- und Wildbraten mit sich, die sich über offenen Feuern an Spießen drehten und den Verkäufern fast aus den Händen gerissen wurden.

Man sprach dem Wein kräftig zu. Ein Helfer war nur abgestellt, um Fässer heranzurollen, damit der Durst der Männer gelöscht werden konnte.

Mädchen tanzten und hoben dabei die Röcke. In ihren Augen funkelte es, und so mancher Mann fing ihre begehrlichen Blicke auf. Die Nacht des Kampfes war auch stets eine Nacht der Freude oder der Lust.

Musiker spielten auf ihren Instrumenten. Flöten und andere Blasinstrumente herrschten vor. Dazwischen vernahmen die Zuhörer hin und wieder die Klänge einer Leier.

Ein jeder wußte, daß die Königin das bunte Treiben liebte. Sie wollte die Menschen fröhlich sehen und erleben, wie sie aus sich herausgingen.

Die Königin selbst wohnte in dem größten und prächtigsten Zelt.

In seiner Form erinnerte es an aufeinander zulaufende Wellen. In einem Sechseck war es aufgebaut, und der breite Mittelträger ragte über das Dach hinaus. Das daran befestigte Banner der Königin flatterte stolz im Wind.

Allein ihr Zeichen war darauf zu sehen. Zwei gekreuzte Schwerter, von deren Klingen Blut tropfte. Nicht wenige hatten die Grausamkeit der Königin Diablita erlebt. Hatte sich jemand eines Vergehens schuldig gemacht, wurde er bestraft, wobei sie selbst zuschaute und ihre Augen stets einen wilden Glanz bekamen.

Manche sprachen davon, daß sie mit übermächtigen Kräften in Verbindung stand. Andere wiederum bezeichneten sie als die Tochter des Höllenherrschers, aber sowohl die einen als auch die anderen irrten. Wer die Königin tatsächlich war, wußten nicht einmal ihre engsten Vertrauten.

Und wieder drangen Schreie aus dem prächtigen Zelt. Man hatte einen Dieb erwischt. Seine Hände waren noch fettig vom saftigen Fleisch des Wildschweinbratens. Er kniete vor ihr, wurde von zwei Männern gehalten, die seine Arme in die Höhe gerissen hatten, damit er sich nicht bewegen konnte.

Die Königin saß vor ihm auf dem Thron. Kalt war ihr Gesicht. Die Haut erinnerte an Marmor. Die dunklen Augen wirkten wie vergessene Waldseen, und das schwarze Haar erinnerte an das Gefieder eines Raben.

»Du hast gestohlen, Elender!« rief sie mit harter Stimme aus. »Du hast dieses Fest der Freude entweiht. Deshalb werde ich dich persönlich bestrafen.«

Der Dieb bettelte. Er trug zerfetzte Kleidungsstücke. Den Stoff hatten bereits die Peitschen der überall aufpassenden Häscher aufgerissen, so daß aus den langen Wunden Blutfäden rannen und sich in den Resten festsaugten.

»Nein, nein! Ich habe noch nie gestohlen. Ich habe einen langen Weg hinter mir. Lumpenpack raubte mich aus! Sie nahmen mir das letzte Geld, und ich hatte solch entsetzlichen Hunger, weil ich mir nichts kaufen konnte.«

Das Gesicht der Königin verzog sich zu einem bitterbösen Lächeln. »Du lügst nicht schlecht, du Dieb. Aber nicht gut genug für mich. Merke es dir.«

»Ich sage die Wahrheit. Ich…«

»Mein Schwert!« unterbrach die Stimme der Königin sein Jammern. Als der Dieb diesen Befehl hörte, wußte er, was ihm bevorstand. Er lamentierte und schrie noch lauter, bettelte um Gnade, aber die Königin behielt ihr bittersüßes Lächeln bei und sagte nichts.

Ein Mann mit Tatarenzopf brachte die Klinge. Er trug nur eine rote Hose aus weichem Samt. Der Oberkörper war nackt. Das Gesicht glich einem Ball mit zwei geschlitzten Augen. Kein Muskel rührte sich darin. Nur auf der haarigen Brust hatten sich einige Schweißtropfen abgesetzt. Sie sammelten sich zu Bahnen und rannen bis in den Bund der Hose, in dessen breiten Gürtel eine Axt steckte.

Der Mann mit dem Zopf hieß Aik. Von einem fernen Land war er als Sklave angeboten und von der Königin, die seine furchtbaren Qualitäten schnell erkannt hatte, gekauft worden.

Für die Königin ging Aik durchs Feuer. Er hätte ihr sein eigenes Leben geopfert, und mit einer Verbeugung reichte er der dunkelhaarigen Frau mit dem prachtvollen blauen Gewand die Waffe.

Sie nickte huldvoll und senkte den Kopf, während sie gleichzeitig die Klinge hob.

Der Dieb kniete noch immer. Seine Arme wurden gehalten. Die Gesichter der beiden Häscher waren kalt und grausam. Dafür hatten sich die zwei Kammerzofen der Königin abgewandt, weil sie das Schreckliche nicht sehen wollten.

Dicke Kerzen brannten in hölzernen Ständern. Nahe dem Eingang steckten zwei brennende Fackeln in eisernen Gestellen.

»Schau mich an, Dieb!«

Als der Mann nicht gehorchte, hob die Königin ein Bein und trat ihm gegen den Kopf.

Da erst hob der Dieb den Kopf.

Er verdrehte die Augen und begegnete dem Blick der Königin.

Kein Bedauern, keine Gnade las er darin. Sie blieben so dunkel, so erbarmungslos und verschwiegen.

Der Dieb schwieg, flehte nur noch mit ängstlichen Blicken, und die

Königin erwies ihm das, was sie als Gnade bezeichnete.

Sie schaffte es tatsächlich, dieses bittersüße Lächeln beizuhalten, als sie die folgenden Worte sprach, die gleichzeitig ein Urteilsspruch waren. »Ich werde dir eine hohe Gnade erweisen, du kleiner Dieb. Aus einem fernen Land, in dem die Söhne der Wüste zu Hause sind, überbrachte mir ein Bote die Kunde von einer Bestrafung, die ich auch hier einführen möchte. Da ich nicht weiß, mit welcher deiner Hände du das Fleisch gestohlen hast, sehe ich mich gezwungen, dir beide abzuschlagen. Los, strecke deine Arme aus und lege sie mir auf die dritte Stufe meines Thrones.«

Das waren eindringliche, wenn auch furchtbare Worte. Ein jeder hatte sie verstanden, auch der Dieb, der es aber nicht glauben konnte, denn sein Gesicht wurde fahl.

Auch die Häscher sprachen nicht, die Zofen preßten ihre Handballen vor die Lippen, um Laute des Entsetzens zu ersticken. Damit hatten sie nicht gerechnet. Noch nie hatte die Königin jemand auf diese Art und Weise bestraft. Aber hieß sie nicht Diablita? Leitete sich dieser Name nicht von Diablo ab, den das Volk im Süden, die Spanier, als Begriff für den Teufel gefunden hatten?

Ja, sie war teuflisch…

Ein ärgerlicher Zug kerbte die Mundwinkel der Königin. »Hast du meinen Befehl nicht gehört?« fragte sie. »Oder wolltest du nicht hören? Laßt ihn los, ihr beiden!«

Die Häscher gehorchten. Sie öffneten ihre Fäuste. Wie zwei dünne Stämme fielen die Arme des Diebs auf den Boden. Und seine Finger verkrallten sich in dem kostbaren Teppich aus chinesischer Seide, der vor dem Thron lag.

Diablita bewegte ihre rechte Hand. Damit führte sie auch die Schwertklingen vor, und die Spitze der im Feuer geschmiedeten Waffe tippte gegen die Stirn des Knienden, wo sie eine kleine Wunde hinterließ, aus der eine Blutperle rann.

Den scharfen Schmerz spürte auch der Dieb. Er blickte wieder hoch und hörte den gnadenlosen Befehl. »Strecke deine Arme aus, Hundsfott!«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Nein, Herrin, nein! Das kannst du nicht tun. Um Himmels willen, du darfst es nicht!«

»Laß den Himmel aus dem Spiel!«

Der Dieb streckte die Arme aus, faltete die Hände und bat darum, getötet zu werden.

Die Königin schüttelte den Kopf. Sie mochte es, wenn andere litten, und sie gab den beiden Häschern mit den Augen einen kurzen Wink. Die Männer griffen sofort zu.

Der Dieb brüllte auf, als seine Arme an den Schultern gepackt und nach vorn gedrückt wurden. Einer der Männer stemmte seinen Fuß

auf den Rücken des Bedauernswerten und preßte ihn auf den Boden. Der Mann konnte nichts anderes tun, als sich zu strecken.

Er sah nicht hin, aber er spürte genau, wie seine Hände eine Thronstufe berührten.

Das war vielleicht noch schlimmer, ebenso wie das Schweigen, das sich im Zelt ausbreitete.

Er nahm für einen winzigen Moment den Luftzug wahr, der über seine Haare streifte, dann schlug die Hölle mit ihren gnadenlosen Schmerzen und dem alles verzehrenden Feuer zu.

Durch seine Arme raste es, er glaubte, sterben zu müssen. Und bevor er schreien konnte, erschien die breite Pranke vor seinem Gesicht, die ihm einen schmutzigen Knebel zwischen die Zähne schob, um seine Schreie zu ersticken…

Die Königin nahm alles gelassen hin. Sie übergab ihrem Leibwächter das Schwert zur Reinigung und befahl den Kammerzofen, das Blut vom Teppich zu wischen.

Zu den Häschern sagte sie: »Schafft mir diese Kreatur aus den Augen und werft ihn in den Fluß. Seine Hände aber nagelt ihr am Eingang des Festplatzes an die hohen Pfosten unter den Fahnen. Sie sollen dort als Abschreckung für alle anderen hängen, damit diese wissen, wie ich Diebe bestrafe.«

Die Befehle der Königin wurden ausgeführt. Der Dieb war bewußtlos geworden und wurde so schnell wie möglich aus dem Zelt geschafft, damit sein Blut nicht noch weiter den Boden beschmutzte.

Die Kammerzofen liefen davon. Zwei Behälter mit heißem Wasser holten sie und reinigten die wertvollen Teppiche.

Diablita war zufrieden. Sie saß auf dem Thron, und an ihrer rechten Seite stand Aik, der die inzwischen gereinigte Klinge seiner Herrin festhielt.

So als wäre nichts geschehen, blieb sie sitzen, starrte nach vorn, lächelte hin und wieder und wurde doch ungeduldig, denn draußen war es bereits dunkel geworden.

Der Kampf sollte beginnen, aber es fehlten noch zwei wichtige Männer. Einmal war es der von ihr geladene Ehrengast, zum anderen der zweite Ritter, der den Kampf bestreiten sollte.

Sie hatte das Orakel befragt, und es war ihr geantwortet worden, daß ein Fremder herkommen würde. Ein Mann, den sie noch nie gesehen hatte und der einem fernen Land und einer fernen Zeit entstammte. Er würde in der Nacht des großen Kampfes eintreffen, aber noch hatten die Herolde und Boten ihn nicht gemeldet.

Sollte sich das Orakel geirrt haben? Daran wollte Diablita nicht glauben.

In ihrer Wut umklammerte sie die vergoldeten Lehnen des Throns mit festen Handgriffen, und in ihren Augen lag wieder der Ausdruck,

der nach Gewalt gierte.

Draußen feierten die Menschen. Man sang Landsknechtslieder.

Zotige Strophen, begleitet von einer wilden Musik, die den Saiten- und Blasinstrumenten entlockt wurde.

Wann würden sie kommen?

Lärm vor dem Zelt schreckte die Königin aus ihren Gedanken.

Ohne einen Befehl bekommen zu haben, setzte sich Aik in Bewegung. Mit sicherem Griff zog er seine Axt. Man sagte ihm nach, daß er noch nie sein Ziel verfehlt hätte.

Zwei sonst vor dem Zelt stehende Wachen taumelten in das Innere. Ihre Gesichter waren durch Hiebe gezeichnet. Einer brach blutüberströmt zusammen und blieb jammernd liegen.

Die Königin beugte sich vor. Ihre Haltung war steif geworden.

Wer wagte es, auf eine so liederliche und dennoch mutige Art und Weise ihr Zelt zu betreten?

Aik huschte zur Seite. Man hörte ihn nicht, wenn er ging. Den rechten Arm hielt er halb hoch. Die Axt lag auf seiner flachen Hand, er war gewillt, sie auf den zu schleudern, der das Zelt durch sein Eintreten entweihte.

Schrilles Wiehern, vermischt mit einem wütend klingenden Schnauben, deutete an, daß es ein Reiter war, der herankam.

»Halt ein, Aik!«

Der Tatar hörte den Befehl und senkte den Arm. Die Königin wollte diesen Mann kennenlernen, der es wagte, sich ihr so zu nähern.

Und er ritt in das Zelt.

Stolz saß er im Sattel und hielt das Schwert mit der schmalen Klinge in der rechten Hand. Mit der anderen hielt er die Zügel des Schimmels fest. Seine langen, braunen Haare waren noch zerzaust von dem langen Ritt.

Dieser Mann brachte den Geruch von Abenteuer, Kampf und endloser Weite mit.

Die Königin kannte ihn. Sie erhob sich sogar, breitete die Arme aus und verzog das Gesicht zu einem Lächeln, bevor sie sagte:

»Willkommen bei mir, Hector de Valois…«

***

Der Mann blieb auf seinem Schimmel sitzen, als wäre er mit ihm verwachsen. Er hockte in keinem Sattel, nur eine Decke war über den Pferderücken gelegt worden.

Eine Rüstung trug er nicht, dafür eine dunkelrote Jacke mit breiten Schultern und einen goldenen Gürtel in der Mitte. Auf seinem Kopf saß eine flache Mütze. Ein Federbusch zierte sie. Er sah so verwegen aus, wie es der Mann war, dessen Gesicht die Sonnenstrahlen gebräunt hatten und in dem die Spuren harter Kämpfe zu sehen waren. Um sein

Kinn wuchs ein grauer Knebelbart, der an seiner unteren Seite trotzig vorstand.
»Ich grüße dich, Königin Diablita«, sagte der Mann. Mit einer geschmeidigen Bewegung schwang er sich vom Pferderücken und warf Aik die Zügel zu. »Versorge das Tier gut. Höre ich Klagen, werde ich dich um einen Kopf kürzen!« Er lachte nach diesen Worten rauh und verwegen, während er langsam auf den Thron der Königin zuging und sein Blick die Gestalt der Frau wohlgefällig umfing.
Vor dem Thron blieb er stehen, nahm die Mütze ab, schwenkte sie und verbeugte sich gleichzeitig. »Ihr seid noch schöner geworden, edle Diablita.«
»Du Schmeichler.«
»Nein, ich schmeichle Euch nicht. Es stimmt, was ich sage. Ich hätte es auch anders aussprechen können.«
»Das glaube ich Euch, Hector de Valois.« Sie reichte ihm den Arm. »Kommt, setzen wir uns nieder.«
Galant hakte sich Hector bei der Königin ein und ließ sich zu einer Tafel führen, die an einer Zeltseite aufgebaut worden war. Er rückte ihr einen der vier Stühle zurecht und wartete so lange, bis die Königin Platz genommen hatte, bevor er sich ihr gegenüber setzte.
»Ich freue mich, daß ich endlich bei Euch sein kann. Ich…«
Diablita lächelte. »Hatten wir uns in der lauen Sommernacht am Fluß nicht geschworen, die Förmlichkeiten zu lassen?«
»Das stimmt.«
»Dann bitte ich dich, mich normal anzusprechen.«
»Ich danke.« Er stand auf und verbeugte sich.
Diablita klatschte in die Hände. Sofort erschienen die beiden Zofen und warteten in ehrfurchtsvoller Haltung auf die Befehle ihrer Herrin. »Bringt Fleisch und Wein. Aber vom Besten!«
»Sehr wohl, edle Herrin.«
Sie gingen. Ihre langen Röcke schwangen, die hellblauen Hauben wippten auf dem Haar. Wohlgefällig schaute de Valois ihnen nach.
»Hübsche, kleine Täubchen, die beiden«, bemerkte er.
»Hübscher als ich?« fragte die Königin.
Da erhob sich de Valois, ging auf sie zu und küßte ihren rechten Handrücken. »Niemand ist schöner als du, Diablita.«
Sie lachte kehlig und laut. »Wie vielen Damen hast du das schon gesagt, mein lieber Hector?«
»Du bist die einzige.«
Sie streichelte seine Finger. »Ich habe nicht nur einen charmanten, auch einen eleganten Lügner vor mir.«
»Dem du verzeihst?«
»Alles!«
»Wirklich?«

Plötzlich zeigte sich wieder dieses bittersüße Lächeln auf ihren naturroten Lippen. »Fast alles, mein Lieber.«

Hector de Valois ging wieder zurück. Dabei hob er die Schultern.

»Das ist mein Pech. Deshalb bin ich noch nicht in den Stand der Ehe getreten. Ich brauche eben eine Frau, die mir alles verzeiht. Verstehst du?«

»Ja, mein edler Kavalier. Aber wir sind zu verwandt. Ich muß das gleiche haben. Deshalb werden wir wohl niemals so zusammenkommen, wie es die Kirche vorschreibt.«

»Sie ist veraltet.«

»Wem sagst du das, mein lieber Hector. Aber jetzt iß und trink. Der Wein ist gut, das Fleisch zart und würzig. Es wird dir sicherlich munden. Ich wünsche es dir.«

»Danke.«

Die beiden Zofen servierten. Einen großen Krug mit Wein stellten sie auf den Tisch und schenkten ein. Es waren kannenartige, hohe Glasbecher, durch deren Schliff der Rote wie Blut schimmerte.

»Ha, ha!« lachte de Valois. »Ein Burgunder. Das Köstlichste, was ich kenne.«

»Für dich nur das Beste!«

Sie prosteten einander zu, und anschließend aß der Mann von dem frisch gebratenen Fleisch. Dazu nahm er Brot. Hin und wieder wusch er seine fettigen Finger in einer mit Wasser und Zitronensaft gefüllten Schüssel.

Königin Diablita beobachtete ihn schweigend. Nichts in ihrem Gesicht verriet, was sie dachte, aber sie wußte, daß es die Nacht der großen Entscheidung wurde.

Wenn der zweite Kämpfer eintraf, den ihr das Orakel versprochen hatte.

Hector de Valois schleuderte den letzten, abgenagten Knochen zurück auf den Teller. »Es war gut, sehr gut.« Er wusch sich wieder die Hände, bekam ein frisches weißes Tuch, trocknete sich die Finger ab und leerte das kelchförmige Weinglas in einem langen Zug.

»Du hast dich nicht geändert«, sagte die Königin, bevor sie die beiden Zofen mit einer lasch wirkenden Handbewegung aufforderte, den Tisch abzuräumen.

Mit der Antwort ließ sich de Valois Zeit. Nach einer Weile meinte er, die Beine dabei übereinanderschlagend: »Essen, Trinken und Kämpfen. Das ist für einen Mann das Wahre.«

»Und die Frauen?«

»Kommen dazwischen.« Er lachte blitzend, aber die Königin wollte das Thema beschlossen wissen.

»Bis es zum Kampf kommt, wird noch Zeit vergehen«, erklärte sie.

»Wie lange dauert es?«

»Ich kann es dir nicht sagen. Vielleicht in dieser Nacht. Ja, ich bin mir sogar sicher.«

»Das Orakel?«

Sie nickte. »Es hat mir geweissagt, und es hat sich noch niemals geirrt. Das schwöre ich.«

De Valois schenkte Wein nach. »Nehmen wir mal an, du hast recht. Sind beide noch nicht da?«

»Der eine wartet.«

»Wie lautet sein Name?«

»Gerard Besancon.«

De Valois lachte. »Ich kenne ihn. Er ist gut, wirklich gut. Ich sah ihn auf Turnieren kämpfen. Es muß schon ein starker Mann kommen, wenn er ihn schlagen will.«

»Und das wird geschehen, Freund!«

»So? Wer ist es denn?«

Königin Diablita hob die Schultern. Sie trank einen Schluck Wein und »kaute« ihn genußvoll, bevor sie ihn runterschluckte. Ihre Schulter drückte sie gegen die Lehne des Stuhls. »Den Mann kenne ich noch nicht. Er ist ein Fremder, aber wenn ich ihn sehe, werde ich ihn auch für mich und meine Pläne gewinnen können.«

»Du gibst dich sehr sicher«, sagte de Valois.

»Das bin ich auch. Ich habe mich auf das Orakel verlassen. Es hat mich noch nie betrogen.«

De Valois schenkte nach und hob sein Glas. »Ich hoffe, daß es dich auch diesmal nicht verläßt.«

»Du wirst sehen. Oder bleibst du nicht?«

»Doch, doch. Ich will den Kampf sehen.«

Die Augen der Königin wurden schmal. »Was reizt dich so daran? Ich weiß, daß du selbst die Waffe hervorragend führst. Du bist vielen überlegen. Man erkennt dich als Magister an. Du hast viel erfahren und gelernt, weißt über Philosophie Bescheid, kennst die Alchimie und die Magie. Da müßte so ein einfaches Turnier, wie ich es ausrichte, für dich ohne Reiz sein.«

»Nicht ganz«, widersprach der Mann. »Ich will es sehen. Ich will besonders den Mann sehen, der aus der Zukunft kommen soll, um gegen Gerard Besancon anzutreten.«

»Auf ihn warte ich.«

»Und wie lautet sein Name?«

Diablita hob die Schultern. »Dazu kann ich dir nichts sagen. Ich weiß es selbst nicht.«

»Das wundert mich. Hast du eigentlich einen Preis für den Sieger ausgesetzt?«

»Ja.« Die Königin lächelte geheimnisvoll. »Der Preis für den Sieger bin ich.«

De Valois mußte lachen. »Du bist der Preis?«
»Hast du das nicht gewußt?«
»In der Tat nicht, liebe Freundin. Das ist mir zu hoch. Wohin wirst du ihn führen?«
»In die Höhle.«
Die Augen des Besuchers verengten sich. »Die gibt es noch?« erkundigte er sich.
»Ja.«
»Auch ihre Bewohner?«
Diablita lächelte. »Auch die. Sie sind noch immer vorhanden. Sie beschützen die Statue, mein Orakel. Der Sieger wird ebenfalls Harun zu Gesicht bekommen und ihn befragen können.«
Hector de Valois hob die rechte Hand. »Darf ich raten, wie seine Antwort lauten wird?«
»Bitte.« Die Königin lächelte schmal.
»Das Orakel wird ihm seinen Tod voraussagen, wenn ich mich nicht irre.« Er lachte laut. »Habe ich recht.«
»So soll es sein.«
Der Besucher streckte einen Arm aus.
Die Hand wies über den Tisch. »Und du wirst ihn selbst töten!«
Da nickte die Frau.
Für eine Weile sprachen sie nicht. Beide hörten den Lärm des Festes als Rauschen, aber sie kümmerten sich nicht darum. Schließlich sagte Hector de Valois. »Du bist eine Teufelin, meine Teure. Man hat dir den Namen Diablita nicht zu unrecht gegeben…«
»Ich weiß.« Die Königin wollte noch etwas sagen, aber vor dem Zelt brandete ein Stimmenwirrwarr auf. Diablita erhob sich von ihrem Stuhl. Ihr Blick war lauernd und wissend geworden. »Ja«, sagte sie plötzlich. »Ich spüre es.« Sie schaute ihren Gast scharf an. »Der zweite, der Fremde ist eingetroffen. Jetzt steht einem Kampf nichts mehr im Wege…«

***

Was war uns geblieben?
Eine Statue, nicht einmal sehr groß. Sie erreichte etwa die Länge eines Männerarms, aber sie war sehr schwer, da sie aus Silber bestand, einem wertvollen Metall. Und sie besaß ein Alter, das man mit einigen Jahrhunderten umschreiben konnte.
Für Suko und mich war sie der Schlüssel zu einem rätselhaften Fall, den ich das Phantom-Kommando nannte. Drehte man den Kopf der Figur in eine bestimmte Richtung, so wurde eine unheimliche Magie wirksam, die es tatsächlich geschafft hatte, Wesen aus einer fremden Dimension herbeizulocken. Eben das Phantom-Kommando. [1] Es waren Dämonen, die auf fliegenden Teppichen hockten, und diese

weißhäutigen, Silbermasken tragenden Feinde waren mit Bogen und glühenden Pfeilen bewaffnet gewesen.

Nun, wir hatten sie geschafft.

Durch die Kraft des Würfels und die Macht der geweihten Silberkugeln war es Suko und mir gelungen, diesen gewaltigen An griff auf dem Dach des Yard Buildings abzuwehren. Leider hatte dabei eine Frau namens Hester Shapiro den Tod gefunden. Sie war ihrem Mann gefolgt, doch zuvor hatte sie mich auf die Spur des Phantom-Kommandos gebracht. Uns war nur diese Statue geblieben, eine Figur, die eine magische Brücke schlagen konnte.

Ich hatte in der vergangenen Nacht nicht gut geschlafen. Zuviel war mir durch den Kopf gegangen. Irgendwie führte die Spur nach Südfrankreich, denn dort hatte Gordon Shapiro seine Forschungen betrieben und die Figur aus diesem Lande auch mitgebracht. Von einem geheimnisvollen Bergvolk hatte seine Frau gesprochen, und sie hatte es auch mit dem Phantom-Kommando in Verbindung gebracht.

Genaues wußten wir allerdings nicht, so daß wir überlegten, selbst nach Südfrankreich zu fahren, wobei ich vorher die Figur noch genau untersuchen wollte.

Dies alles war mir in der Nacht klargeworden, und mit diesem Vorsatz war ich auch ins Büro gefahren.

Suko zeigte sich angetan. Er fragte nur: »Soll ich mit der Bestellung der Flugkarten noch warten?«

»Das wäre nicht schlecht.«

Ich hatte die Figur beim Yard gelassen, weil wir sie dort genauer untersuchen wollten. Da störte uns niemand, da waren wir unter uns, aber dennoch hatte ich eine tiefe Furcht vor dem, was noch auf mich zukommen konnte. Irgendwie gefiel mir die Sache trotzdem nicht. Vielleicht auch deshalb, weil ich mir nicht sicher war, obwohl wir tatsächlich alle Mitglieder des Phantom-Kommandos vernichtet hatten. Möglicherweise waren noch einige zurückgeblieben, und ich wußte zudem nicht, wer der Anführer dieser Horde gewesen war.

Die Statue besaß einen Namen.

Harun!

Anfangen konnten wir mit diesem Begriff nichts. Er klang orientalisch. Ob das tatsächlich stimmte, mußte sich erst noch herausstellen, vielleicht fanden wir in Südfrankreich die entsprechenden Spuren.

Auch Sir James, unser Chef, wartete auf einen Bericht. Er wollte ebenfalls Aufklärung haben, denn die nahe Zukunft würde uns noch einige Probleme und Rätsel aufgeben. Auch der Begriff der Templer-Ritter war gefallen, und dabei wurden wir in der letzten Zeit immer sehr hellhörig, weil die Spuren doch auf diese Ritter hinwiesen und irgendwo alle zusammenlaufen würden.

Die Figur stand im Keller.

Versteckt unter und hinter dicken Mauern hatte sie vorerst ihren Platz gefunden und wartete darauf, von uns untersucht zu werden.

Wir hatten uns ausgebeten, nicht gestört zu werden, denn die Versuche konnten auch schiefgehen.

Von einem Sicherheitsbeamten hatte ich mir den Schlüssel geben lassen. Jetzt waren wir allein.

Suko und ich wurden vom kalten Licht der Leuchtstoffröhren ebenso angestrahlt wie der Tisch, die beiden Stühle und natürlich die Statue, die ihren Platz auf der Tischplatte gefunden hatte.

Dort stand sie zwischen uns, denn wir hatten an den Schmalseiten des Tisches unsere Plätze gefunden.

»Hast du alles mitgebracht?« fragte Suko.

Ich nickte. »Die Beretta, den Würfel, mein Kreuz. Auch den Bumerang.«

Mein Freund schüttelte den Kopf. »Mir kommt es vor, als würdest du auf eine lange Reise gehen wollen.«

»Wer weiß?«

Ich war an diesem Morgen sehr schweigsam. Der Grund lag in einem nicht sehr guten Gefühl, das mich umfaßte. Ich glaubte fest daran, daß wir uns auf bisher unbekanntes Gebiet begaben und waren aus diesem Grunde sehr vorsichtig.

»Okay«, sagte Suko, »drehen wir den Kopf.«

Er wollte zufassen, ich aber war schneller, legte beide Hände auf den Schädel der Statue und drehte ihn nach rechts. Natürlich langsam, um ihn, wenn etwas passierte, sofort wieder entgegengesetzt drehen zu können.

Es passierte nichts. Zwar mußte ich einige Klippen überwinden, weil der Schädel etwas hakte, aber die Brücke zwischen den Zeiten entstand nicht mehr.

Kein Mitglied des Phantom-Kommandos stieß mehr aus einem grauen oder dunklen Himmel nieder, um seine flammenden Pfeile abzuschießen. Es blieb alles normal.

Suko lehnte sich zurück. »Ich weiß nicht, John, aber ich habe das Gefühl, als wäre durch die Vernichtung des Phantom-Kommandos auch die Magie dieser Figur verloschen.«

»Da kannst du recht haben.«

»Ich bin mir sogar sicher. Wir sitzen hier und haben das Gefühl, eine Zeitbombe auf dem Tisch zu wissen, die aber längst entschärft worden ist.«

Ich lächelte. »Wenn ich dich richtig verstehe, hältst du von meiner Methode nichts.«

»Nicht mehr, John.« Er stand auf. »Ich werde jetzt nach oben fahren und die beiden Flugscheine bestellen. Einverstanden?«

»Wenn du meinst…«

Suko ließ mich allein. An der Tür winkte er mir noch einmal kurz zu. Dann war er verschwunden.

Ich hockte zwischen den dicken Mauern und mußte ehrlich zugeben, daß ich mich nicht wohl fühlte. Schaute ich nach links, sah ich den graugrünen Stahl der Panzerschränke, hinter denen so manches Geheimnis verborgen lag. Unter anderem hielt ich dort auch den Würfel des Unheils versteckt, den zweiten natürlich.

Jetzt lag er auf dem Tisch.

Ich faßte die Statue wieder an. Niemand störte mich hier unten. Es war still wie in einer Gruft. Der Beton war für mich unmenschlich.

So widerlich kalt und abweisend. Ich sah ihn als meinen Feind an und schüttelte über meine eigenen Gedanken den Kopf.

Die Figur war wichtiger.

Harun hatte man sie genannt. Ein Name, der mich nachdenklich werden ließ und über den ich im Moment nicht länger nachdenken wollte. Die Praxis interessierte mich mehr.

Sollte tatsächlich mit der Vernichtung des Phantom-Kommandos auch die gesamte Magie aus der Statue verschwunden sein?

Das wollte mir einfach nicht in den Schädel, deshalb versuchte ich es noch einmal.

Diesmal jedoch griff ich sie nicht nur mit bloßen Händen an, denn wozu hatte ich mein Kreuz?

Ich holte es hervor und ließ es für einen Moment auf meinem Handteller liegen. Von den Ausmaßen her war es so groß wie meine Hand, und in ihm verbarg sich ein geheimnisvoller Zauber, den ich bisher in meinem Leben noch nicht hatte völlig aufklären können.

Da waren Zeichen verschwunden, andere wiederum standen so fest eingraviert, als sollten sie eine Ewigkeit überdauern.

Irgendwann jedoch würde es mir sicherlich gelingen, alle Zusammenhänge zu enträtseln.

Ich gab mir selbst einen innerlichen Befehl, mich von den abschweifenden Gedanken zu trennen, weil sie nicht zur Sache gehörten. Für mich zählte die Figur.

Das Drehen des Kopfes hatte nichts gebracht, konnte mir da mein Kreuz helfen?

Zumindest mußte ich einen Versuch starten und wollte beide Dinge zusammenbringen.

Mit der linken Hand umfaßte ich die Statue, in der rechten hielt ich das Kreuz und brachte es vorsichtig auf das Beutestück zu.

Weshalb ich plötzlich so aufgeregt war, wußte ich selbst nicht. Da stieg etwas von innen in mir hoch, das ich mit dem Gefühl Angst umschreiben konnte. Zunächst war es die reine Beklemmung, die sich von Sekunde zu Sekunde weiter ausbreitete und allmählich in die

Höhe meines Herzens geriet.

Ich ging dagegen an, atmete tief durch und versuchte so, mich wieder unter Kontrolle zu bringen.

Es klappte auch.

Der leichte Schwindel verschwand, mir ging es wieder besser, und ich brachte beide Teile noch näher zusammen.

Das Kreuz reagierte zuerst. Es produzierte ein mattes Leuchten, und ich war mir plötzlich sicher, daß nicht alle Magie die Statue verlassen haben konnte.

Nicht nur das. Sie war noch voll vorhanden, denn als beide Gegenstände nur noch eine Fingerbreite voneinander trennte, begann die gesamte Umgebung plötzlich zu knistern. Es hörte sich an wie in einer Trafostation.

Ein völlig anormales, fremdes Bild entstand. Es kam mir vor wie ein Kolossalgemälde. So gewaltig und irgendwie auch unheimlich.

Ich sah Menschen, Reiter, Pferde und Zelte. So viele, daß sie praktisch eine Stadt bildeten.

Ich hörte Stimmen, Musik, Gelächter. Dies alles vereinigte sich zu einem wahren Wirrwarr, das, wie von einem Sturmwind getragen, gegen meine Ohren brandete.

Was tat sich da auf? Welche Abgründe erschlossen sich durch diese andere Magie?

Und wieder spürte ich die Angst.

Sie war so erdrückend und schrecklich, daß ich nicht mit ihr fertig wurde. Aus dem Innern drängte sie hervor, überschwemmte mein Bewußtsein, so daß ich sie als kreatürlich und tief aus dem Unterbewußtsein dringend bezeichnen wollte.

Irgend etwas geschah mit mir.

Fremde Kräfte hatten die Gewalt und die Kontrolle über mich bekommen. Ich sah zwar die Figur vor mir, und wenn es mir gelang, nach links zu schielen, auch den Würfel, nur war ich einfach nicht in der Lage, ihn anzufassen, auch wenn ich es gewollt hätte, denn meinen linken Arm konnte ich nicht mehr bewegen.

Er war wie gelähmt.

Und die Angst steigerte sich. Ich hatte das Gefühl, von ihr eingekesselt zu sein. Sie drängte sich von allen vier Seiten wie ein gewaltiger Druck immer näher, und die Bilder vor meinen Augen kristallisierten sich stärker hervor.

Die Szene überschwemmte mich.

Jetzt wäre es an der Zeit gewesen, sich zurückzuziehen. Diesen Vorsatz hatte ich auch, nur konnte ich ihn nicht in die Tat umsetzen, denn das andere Fremde war einfach stärker.

Magie streckte ihre Fühler aus. Mein Kreuz kam dagegen nicht an. Im Gegenteil, es schien den gesamten Vorgang noch intensiviert zu

haben, und die Statue zerfloß vor meinen Augen zu einem gewaltigen silbernen Fleck, so daß ich ihn nicht mehr umfassen konnte und das Gefühl hatte, hineinzutauchen.

Eine andere Welt nahm mich auf.

Sie war einfach da, sie stieß zu. Sie hatte im Unsichtbaren gelauert, um in diesen Augenblicken wieder vorzustoßen. Der magische Strudel drehte sich immer schneller, so daß es mir nicht mehr gelang, ihm zu entgehen. Ich wurde direkt hineingerissen.

Daß sich meine Arme bewegten, merkte ich nicht. Es waren unkontrollierte Zuckungen, diktiert von der Angst. Ich griff ins Leere, aber gleichzeitig spürte ich den kühlen Wind, der mein Gesicht traf.

Den trockenen Staub, den er mit sich brachte, spürte ich auf den Lippen.

Trotz meiner Furcht wußte ich Bescheid.

Ich, John Sinclair, befand mich in einer anderen Welt oder einer anderen Zeit!

***

Trotz dieses Gedankens wünschte ich mir, dies alles nur zu träumen. Aber der Traum war Realität, denn im Traum nimmt man nicht den Geruch von gebratenem Fleisch wahr.

Ich hatte tatsächlich eine fremdartige Reise hinter mir. Noch war ich benommen, senkte den Kopf und schaute auf meine Hände. Das Kreuz hielt ich noch immer fest. Es hatte seinen Glanz verloren und sah aus wie immer.

Momentan wußte ich nicht, was ich damit anfangen sollte, deshalb ließ ich es wieder verschwinden. Dafür konzentrierte ich mich auf meine Umgebung, die mir so fremd vorkam.

Die Musik, das Gelächter und die Stimmen der Menschen waren lauter geworden. Das mußten sie zwangsläufig auch, denn ich befand mich mitten zwischen ihnen.

Zunächst einmal tat ich nichts und dachte nur daran, daß man mich nicht zu früh entdeckte.

Meinen Standort konnte ich als relativ günstig beurteilen, denn ich hielt mich in der Deckung eines Zeltes auf, dessen Schatten an der Rückseite auch über mich fiel.

Hier wartete ich.

Dem Treiben konnte ich nicht direkt zuschauen, es spielte sich jenseits des Zeltes ab, aber ich sah einen schmalen Fluß oder Bach, der, nicht weit von mir entfernt, aus einem Wald heraussprudelte und eine langgezogene Mulde durchfloß, in der die Zelte aufgebaut worden waren. Das Wasser schimmerte kristallklar. Es huschte mit schnellen Bewegungen über die Steine, schäumte dort auf, sprudelte, spritzte und floß links von mir in einem weiten Bogen weiter.

Am Waldrand zeichneten sich Schattenspiele ab.
Obwohl ich mich nicht mitten unter den Menschen befand, war mir klargeworden, daß man hier ein gewaltiges Fest feierte. Man mußte einen Grund dazu haben, und den wollte ich herausfinden.
Meine Angst hatte ich überwunden. Wenn ich mich schon in einer fremden Zeit oder Welt befand, dann wollte ich dort auch agieren und nicht allein den anderen das Feld überlassen.
Deshalb machte ich mich auf den Weg.
Natürlich hätte ich mich in den Trubel stürzen können. Da war ich aber zu vorsichtig. Ich blieb gewissermaßen hinter den Zelten und lief am Bach entlang.
Es war eine dunkle Nacht. Wieder einmal spürte ich den trockenen und mit Sand oder Staub erfüllten Wind im Gesicht. Auf den Lippen schmeckte ich die winzigen Körner. Ich dachte auch daran, daß ich dies zuerst in mehreren Räumen des Yard Buildings so erlebt hatte und hatte plötzlich das Gefühl, als würde diese Sache schon Jahre hinter mir liegen.
Trotz der Hektik des Festes überkam mich eine große Einsamkeit, die ich aber abschüttelte. Ich durfte einfach nicht sentimental werden, sondern mußte den Tatsachen ins Auge sehen, auch wenn es mir noch so schwerfiel.
Nicht zum erstenmal war ich von einer mir fremden Magie in andere Dimensionen oder Zeiten geschleudert worden, und ich hatte es bisher immer überstanden.
Weshalb nicht auch hier?
Ich lief weiter. Das Ufer des Baches war mit hohem Gras bewachsen. Die Zelte schmiegten sich an den Boden. Zwischen ihnen befanden sich Gassen, in die ich vorsichtig hineinpeilte. Dann sah ich die feiernden Menschen. Sie saßen an Holztischen, tranken, aßen oder würfelten.
Manche von ihnen sangen auch. Auf einigen Schoßen wild aussehender Männer hockten dralle Mädchen und hatten einen Heidenspaß daran, befummelt zu werden.
Mich hatte man noch nicht gesehen.
Das Schnauben erschreckte mich!
Neben einer sich bewegenden Plane verhielt ich meinen Schritt und ging erst weiter, als ich den Spalt entdeckte, der die Planke teilte. Ich schaute hindurch.
Im Zelt standen drei Pferde.
Ein Rappe, über dessen Rücken eine Decke lag, und ein Sattel. Er besaß Steigbügel, war festgepflockt, schnaubte, warf seinen Kopf von einer Seite zur anderen und schaute dann zu einem Mann hin, von dem ich nur die schwarze Rüstung sah, in die er eingepackt war. Er hatte sein Visier hochgeklappt. Ich sah es im rotgelben Licht einer

Fackel.

Auf einmal wußte ich, daß ich mich im Mittelalter befand. Die Ausrüstung des Ritters redete eine deutliche Sprache.

Ritter, Pferde, Rüstungen, Zelte, Volksfeststimmung. Die Veranstaltung sah mir nach einem mittelalterlichen Turnier aus.

Deshalb der Trubel.

Ich zog mich wieder zurück und trat sofort zur Seite, als ich das helle Kichern vernahm. Schnell ging ich in die Knie und verschmolz mit der Dunkelheit des Bodens.

Ein Pärchen passierte mich. Der Mann hatte eine Hand in dem Ausschnitt der drallen Maid vergraben und spielte mit ihrem Busen.

Sie war wohl kitzelig und versuchte sich seinem Griff zu entwinden, was er nicht zuließ. Nicht weit entfernt ließen sie sich in das hohe Gras am Bachufer fallen…

Ich hatte zum erstenmal auf die Sprache geachtet und gehört, daß französisch gesprochen wurde.

Plötzlich war die Verbindung da. Hatten Suko und ich nicht vorgehabt, nach Frankreich zu fliegen. Ich zumindest hatte das Ziel erreicht, wenn auch auf eine unkonventionelle Art und Weise.

Ich störte das Pärchen nicht beim Liebesspiel und schlich mich davon.

Turniere, das war mir bekannt, wurden stets von hohen Persönlichkeiten organisiert. Oftmals waren es Könige gewesen, die Turniere ausrichteten, aber auch mächtige Landesfürsten oder reiche Ritter, die im Kampf Ruhm, Geld und Ehre erworben hatten. Für mich war es interessant zu erfahren, wer dieses Turnier hier veranstaltete. Auch wollte ich wissen, ob es zwischen ihm und dem letzten. Fall, den wir erlebt hatten, eine Verbindung gab.

Zudem wohnte derjenige, der alles bezahlte, normalerweise in einem besonders prächtigen Zelt.

Das suchte ich.

Die Arbeit nahm man mir ab: Ich war zu sehr mit meinen eigenen Gedanken beschäftigt gewesen, hatte nicht so stark auf die Umgebung geachtet, aber ich war gesehen und, wie es aussah, wohl auch erwartet worden, denn aus einer Gasse stürzten plötzlich Leute auf mich zu.

Alles ging verdammt schnell.

Ich sah zuerst die Schatten und das Blinken der Lanzenspitzen.

Körper, die nach Schweiß rochen, warfen mich zu Boden. Zum Glück landete ich weich. Ich tat mir selbst nichts, sah aber, daß sich einer der Kerle, der schwerere der beiden, auf mich fallen lassen wollte.

Der hätte mich in den Boden gerammt. Vorsorglich stemmte ich ihm meinen rechten Fuß entgegen.

Für einen Moment blieb er in der Luft stehen. Sekundenbruchteile

später schleuderte ich ihn mit beiden Füßen zurück. Dann spritzte ich hoch. Bis auf die Knie ließ man mich kommen. Leider hatte ich die Waffen der Kerle vergessen. Ein Lanzenschwert dröhnte gegen meinen Hinterkopf. Jetzt sah ich die Sterne, die ich vorhin vermißt hatte. Zwar hörte ich noch das Keuchen des von mir Getroffenen, ich blieb auch noch auf den Knien, doch ein zweiter Treffer in den Rücken sorgte dafür, daß ich nach vorn fiel, mit dem Gesicht ins feuchte Gras.

Jetzt machen sie dich fertig! schoß es mir durch den Kopf. Verdammt, jetzt ist alles zu spät!

Ich rechnete mit einem Lanzenstoß in den Rücken, der mir den Tod bringen würde, aber die Kerle hatten etwas anderes vor. Sie rissen mich mit ihren kräftigen Händen in die Höhe, so daß ich schwankend zwischen ihnen stand. Ich sah sie sogar doppelt, bis mir auffiel, daß sie tatsächlich noch Verstärkung bekommen hatten.

Der von mir Getroffene ging zum Fluß, krümmte sich, hielt sich den Bauch und übergab sich.

Seine Kumpane kümmerten sich nicht um ihn. Ich war für sie wichtiger. Da ich noch ziemlich geschwächt war, packten sie meine Handgelenke und rissen mir die Arme auf den Rücken, so daß ich mich unmöglich bewegen konnte.

Ich ergab mich in mein Schicksal, das ich bei näherer Betrachtung als gar nicht so schlimm einstufte. Hätte man mich töten wollen, wäre das längst geschehen. So aber war ich ihr Gefangener, und sie verfolgten damit sicherlich einen Zweck.

Ich wurde wie ein Verbrecher abgeführt. Einer schritt vor mir her, die beiden anderen hielten mich fest. So betraten wir eine der breitesten Gassen zwischen den Zelten, wo Pechfackeln ihren düsteren Feuerschein verbreiteten.

Bei jedem Schritt wummerte der vor mir gehende Mann den Lanzenschaft auf den Boden. Wie auch die anderen, konnte man ihn als einen wüsten Gesellen bezeichnen, und ich fand den Vergleich mit einem Landsknecht angemessen.

Wir wurden entdeckt.

Plötzlich verstummten bei denjenigen, die wir passierten, sämtliche Gespräche. Man drehte sich zu uns um, bestaunte uns, ich hörte Kommentare wie »Da ist er ja endlich« und wurde das Gefühl nicht los, daß man auf mich gewartet hatte.

Mädchen zwinkerten mir zu, die Männer grinsten mich scharf an.

Jemand wollte mir einen Tonbecher mit Wein reichen, doch der vor mir gehende Mann schlug die Hand zur Seite, so daß der dunkle Wein überschwappte und den Boden tränkte.

Ein Musiker sprang auf einen der Holztische, schaute auf uns herab und sang die erste Strophe eines wilden Kampflieds.

Ich kam noch nicht klar, zudem spielte sich einiges in meinem

Hinterkopf ab, wo die Schmerzen wie Wellen in meinen Nacken zuckten und auch bis in den Rücken stachen.

Wir ließen die Gasse hinter uns, aber nicht den Lärm, denn zahlreiche Gaffer hielt es nicht mehr auf ihren Plätzen. Sie begleiteten uns.

Was gesprochen wurde, konnte ich nicht verstehen. Jedenfalls waren die Anwesenden sehr aufgekratzt.

Endlich ließen wir die Gasse hinter uns und erreichten den großen Platz, auf dessen Mitte das größte Feuer brannte. Hier hatten sich ebenfalls zahlreiche Menschen versammelt. Über dem Feuer drehte sich ein Spieß. Zwei Schweine steckten darauf, und es mußten schon drei Männer mit anpacken, um den Spieß überhaupt in Bewegung zu halten. Fett tropfte in die Flammen und zischte auf.

Ich wurde bestaunt.

Natürlich, denn im Gegensatz zu den hier Anwesenden trug ich eine Kleidung, die auf sie völlig fremd wirken mußte. Pullover, Jacken und Cordhosen kannte man damals noch nicht.

Jemand fragte: »Wo ist denn seine Rüstung?«

»Vielleicht will er ohne sie kämpfen…«

Kämpfen, dachte ich und schaute nach rechts, wo Fackelbahnen den Kampfplatz markierten, ein großes Zelt stand und zahlreiche Fahnen im Nachtwind flatterten.

Auf dem Zelt blieb mein Blick länger haften. Dort konnte nur der Ausrichter des Turniers wohnen! Mein Blick wurde eingeengt. Von irgendwoher sprang ein Clown oder ein Narr herbei. Er trug ein Schellenkostüm und machte obszöne Bewegungen, so lange, bis er einen Tritt bekam, wehklagend zwischen die Zuschauer fiel und von ihnen lachend in Empfang genommen wurde.

Wir konnten unseren Marsch fortsetzen. Das Ziel wurde mir nach wenigen Schritten schon klar.

Es war das große Zelt.

Ein Vorzelt besaß es sogar, und durch den breiten Eingang des Hauptzeltes konnte ein Pferd geführt werden, da es zudem noch die richtige Höhe besaß.

Man drehte mich herum, so daß ich jetzt auf den Eingang schauen konnte, der noch geschlossen war. Meine Häscher trauten sich nicht weiter.

Wir warteten.

Hinter uns hatte sich die Menge versammelt. Ich sah sie nicht, aber ich spürte die Erregung, denn viele von ihnen wollten endlich das große Ereignis erleben.

Den Kampf, an dem auch ich teilnehmen sollte!

Aber wie hatten sie von meiner Ankunft wissen können? Es gelang mir nicht mehr, mir darüber Gedanken zu machen, denn der Eingang

des großen Zeltes wurde geöffnet und eine Gestalt trat heraus.

Es war Aik, der Tatar!

In meinem Magen krampfte sich etwas zusammen, als ich den wüst aussehenden Typ entdeckte. Sein Kopf war kahl, bis auf einen kunstvoll geflochtenen Zopf.

Auf dem nackten Oberkörper konnte ich die Muskelpakete erkennen, die sich unter seiner Haut abbildeten. Dieser Kerl war einfach gewaltig. Er trug nur seine dunkle Hose und im Gürtel eine gefährlich aussehende Axt.

Ich konnte mir gut vorstellen, daß er im Umgang mit dieser Waffe ein Meister seines Fachs war.

Er musterte mich. Fackelschein fiel über sein Gesicht, so daß ich auch Einzelheiten erkennen konnte. Anscheinend schätzte er mich nicht sehr stark ein. Um seine wulstigen Lippen zuckte es, als würde er mich innerlich auslachen. Nur für einen Moment, danach versteinerte seine Mimik, und er machte den Häschern mit einer Handbewegung klar, mich vorzuführen.

Ich zählte die Schritte mit. Nach dem dritten mußte ich stehenbleiben. Abermals bewegte der unheimliche Typ vor mir seine Hand. Der knappe Wink reichte.

Die anderen ließen mich los.

Aber der Tartar griff sofort zu. Ich war überrascht, wie schnell er sich bewegte. Seinen Körper mußte er mit einem ranzigen Fett eingerieben haben, der Geruch störte mich, aber noch mehr sein Griff, mit dem er meinen Nacken umfaßte.

Mein Gott, hatte der Kerl eine Pranke. Ich kam mir vor wie ein Kaninchen, duckte mich und wurde von dem anderen auf den Eingang des Zeltes zugeschoben.

In dieser unterwürfigen Haltung betrat ich das große Zelt und war schon nach dem ersten Schritt von der Pracht, die dort herrschte, überrascht.

Es brannten so viele Lichter, daß ich genau die Einrichtung erkennen konnte.

Der Thron fiel mir zuerst auf.

Drei Stufen führten zu ihm hoch. Das Podest besaß eine viereckige Form. Ob der Thron aus Gold oder aus Holz mit einer Blattgold-Auflage bestand, war nicht feststellbar und spielte auch keine Rolle. Jedenfalls war er leer.

Die Person, die vielleicht auf den Thron gehörte, hielt sich dort auf, wo Stühle und Sitzkissen zusammenstanden und ebenso in den dicken, kostbaren Teppichen einsanken wie ich mit meinen Füßen.

Ich konnte die Frau nicht so deutlich erkennen, dafür stand sie zu sehr im Schatten, aber ich vernahm ihre Stimme, die mir dunkel, rauchig und irgendwie geheimnisvoll klingend entgegendrang.

Dabei galt diese Aufforderung nicht mir, sondern dem Kerl hinter mir.

»Laß ihn los, Aik!«

Der Wüstling gehorchte sofort. Endlich war ich den Druck in meinem Nacken los. Die Schmerzen aber blieben. Es fiel mir deshalb nicht leicht, mich auf die neue Lage einzustellen. Das Denken wurde zur Qual.

Die Frau löste sich aus dem Schatten, geriet in den Lichtschein.

Ich sah sie besser und mußte zugeben, daß sich diese Person, was Aussehen und Kleidung betraf, durchaus sehen lassen konnte.

Sie ging lautlos. Der untere Saum des blauen Kleides bewegte sich bei jedem ihrer Schritte. Aus dem tiefen Ausschnitt schoben sich die Rundungen ihres Busens hervor, und an ihrer linken Hand, die sie halbhoch hielt, funkelte golden ein kostbarer Ring.

Das Gesicht zeigte eine gewisse Schärfe. Ich hatte das Gefühl, daß dieser lauernde Ausdruck nie aus den Augen verschwinden würde und auch nicht der spöttische Zug um die Mundwinkel. Ihr Haar besaß eine gewaltige Fülle und war schwarz wie die Tropennacht im Dschungel.

Zwei Schritte von mir entfernt blieb sie stehen. Die Häscher hatten das Zelt erst gar nicht betreten dürfen, aber ich glaubte trotzdem noch eine Gestalt zu sehen, die sich momentan im Düstern hielt. Aik lauerte hinter mir.

Als sie mich genug gemustert hatte, wobei ihre Blicke fast den Grund meiner Seele durchforschen wollten, nickte sie und sagte:

»Willkommen, Fremder, wir haben auf Euch gewartet.«

Ich grinste schief. »Auf mich?«

»Ja, auf den Mann aus einer anderen Zeit.«

Deshalb hatte sie sich nicht überrascht gezeigt! Sie hätte es sein müssen, da ich ganz anders gekleidet war. »Gut«, sagte ich, »und woher wußten Sie, daß ich kommen würde?«

Ihre Augen verengten sich. »Was ist das für eine Anrede? Wißt Ihr nicht, wen Ihr vor Euch habt?«

»Eine Frau!«

»Und eine Königin«, erklärte sie mit fester Stimme. »Ich bin Königin Diablita. Sagt Euch der Name etwas?«

»Noch nicht.«

»Mir gefällt Euer Tonfall nicht. Ihr seid sehr überheblich. Hoffentlich könnt Ihr auch so gut kämpfen, wie Ihr redet.« Ihre Mundwinkel verzogen sich nach unten.

»Das wird sich noch herausstellen, Diablita!«

Den Satz hätte ich verschlucken sollen, denn Aiks Griff war nicht von schlechten Eltern. Er packte wieder meinen Hals und drückte mich dem Boden entgegen.

»Hoheit heißt das!« hörte ich die Stimme der Frau. »Habt Ihr verstanden?«

»Ja, Hoheit.« Ich machte gute Miene zum bösen Spiel, weil ich es mir nicht jetzt schon mit ihr verderben wollte.

Anscheinend reichte das aus, und so ließ man mich wieder in die Höhe kommen.

Wieder fixierten wir uns.

Ich sah ihr Lächeln.

Kalt war es. Ein tiefer Atemzug hob ihre Brüste an. Sie wollte etwas sagen, aber ich kam ihr zuvor.

»Ihr habt mich erwartet?«

»Das sagte ich Euch schon.«

»Wie ist das möglich?«

Sie hob die Schultern. »Es gibt interessante Regeln, die nicht ich aufstelle. Ich habe das Orakel befragt, es gab mir diese Antwort, daß Ihr kommen würdet.«

»Das Orakel?« Ich flüsterte die beiden Worte und dachte sofort an den Würfel des Unheils. Sollte der Würfel tatsächlich in diesem Fall eine Rolle spielen? Schließlich ist er auch als das Orakel von Atlantis bezeichnet worden.

Vielleicht bekam ich in den folgenden Minuten eine Antwort, und so wartete ich ab.

Aber die Königin mit dem außergewöhnlichen Namen, der an den Teufel erinnerte, ging darauf nicht ein. Sie hob nur die Augenbrauen und fragte: »Wollt Ihr mit oder ohne Rüstung kämpfen?«

Eigentlich hätte ich lachen müssen, aber der Ausdruck ihres Gesichts bewies mir, wie ernst es ihr mit dieser Frage war. »Ich weiß nicht, worauf Ihr hinauswollt…«

»Ihr werdet an diesem Turnier teilnehmen. Ihr seid der zweite Kämpfer, der Mann, auf den wir alle gewartet haben. Habt Ihr verstanden, Fremder ohne Namen?«

»Ich heiße John Sinclair…«

»Dieser Name klingt sehr fremd…«

»Das ist er auch, Hoheit«, erwiderte ich und hoffte, daß sie den Spott in meiner Stimme nicht hörte. »Er ist auch nicht dazu angetan, an einem Turnier teilzunehmen. Es tut mir leid, Hoheit. Ihr müßt Euch schon einen anderen suchen!«

»Nein!« erklärte sie mit harter Stimme. »Ich habe das Orakel befragt, es hat mir Euch geschickt, und deshalb werde ich auch von diesen Plänen nicht abgehen.«

»Und wenn ich nicht will?«

Da lächelte sie heimtückisch. »Lasse ich Euch in Ketten legen und foltern, bis Ihr darum fleht, vom Tod erlöst zu werden…«

Ich runzelte die Stirn. Das waren ja reizende Aussichten. So einfach

kam ich aus dieser Lage nicht heraus und mußte mir eingestehen, daß ich praktisch von Feinden umgeben war. Einen Fluchtversuch konnte ich nicht starten. Ich wäre nicht einmal bis an die Grenzen des Turnierplatzes gekommen.

Was blieb mir übrig, als mich den Problemen zu stellen. Bevor ich einwilligen konnte, meldete sich die Person, von der ich bisher nur etwas geahnt hatte.

»Ich hätte nie gedacht, daß Menschen, die aus einer anderen Zeit kommen, so feige sind.«

Während seiner Worte trat der Mann in das Licht der Fackeln und Kerzen. Vom Typ her schätzte ich ihn als einen wagemutigen Kämpfer ein. Er hatte den gewissen Blick in den Augen, und seine hochgewachsene Gestalt erweckte den Eindruck, als hätte er schon zahlreiche Schlachten überstanden. Auf seinem Kopf saß ein flacher Hut. Er wurde von einer langen, wippenden Feder geziert, und ein Knebelbart bedeckte sein Kinn.

Neben der Königin stoppte er und verschränkte die Arme vor der Brust. Er schaute mich ähnlich an wie Diablita, so daß ich das Gefühl bekam, nicht ernst genommen zu werden.

Seinen Namen hatte er mir nicht gesagt, das aber holte er nach.

»Ich bin Hector de Valois«, erklärte er mit volltönender Stimme…

***

Plötzlich hatte ich das Gefühl, der Boden wäre unter meinen Füßen weggerissen worden. Ich starrte ihn an, er schaute mir ins Gesicht und seine Mimik veränderte sich, da er wohl die Fassungslosigkeit auf meinen Zügen gelesen hatte.

»Was ist mit Euch?« fragte er.

»Hector de Valois!« flüsterte ich nur. Meine Güte, was hatten wir diesen Mann gesucht! Wir waren auf der Suche nach ihm in unheimliche Abenteuer hineingerissen worden.. Wir hatten Computer eingesetzt, wir waren sogar in die Staaten gereist, weil es dort einen Mann gab, der von diesem abstammte, aber einen konkreten Beweis hatten wir nicht bekommen. Und jetzt stand er vor mir.

»Was habt Ihr? Paßt Euch an meinem Namen etwas nicht?« wollte er wissen.

»Schon, ich bin nur überrascht, Euch zu sehen.«

»Wieso?«

Sollte ich ihm alles sagen? Sollte ich ihm erklären, daß sein Name auch in der Zukunft noch nicht vergessen worden war? Nein, es hatte keinen Sinn. Außerdem hätte ich es ihm viel lieber allein gesagt, so aber mußte ich leider passen, weil die Königin hoch zwischen uns stand und ihre Pläne durchführen wollte.

»Es ist schon gut«, sagte ich und machte somit einen Rückzieher.

De Valois aber blieb sehr mißtrauisch. Er hatte die Stirn gerunzelt, dachte nach und wollte etwas sagen, aber Diablita kam ihm zuvor.

»Es ist genug geredet worden. Ich und alle anderen wollen, daß der Kampf beginnt. Ich frage Euch noch einmal, Mann aus der anderen Zeit. Seid Ihr bereit, mit der Rüstung zu kämpfen?«

Das wollte ich nicht. Wenn ich mich in eine Eisenrüstung zwängte, hatte ich schon von vornherein verloren. Nein, lieber ohne. Und das sagte ich auch.

Die Königin war beeindruckt. »Ihr seid sehr mutig, Fremder. Ich möchte Euch raten, es noch einmal zu überlegen.«

»Das habe ich bereits, Hoheit.«

»Und welche Waffen wollt Ihr Euch auswählen?« fragte Hector de Valois.

Ich breitete die Arme aus. »Ich kämpfe mit meinen Waffen. Dazu zähle ich auch die Hände.«

Er lachte und schüttelte den Kopf, bevor er sich abwandte. Was er murmelte, konnte ich nicht verstehen, aber die Königin handelte bereits. Sie gab Aik den Befehl, mich aus dem Zelt zu führen und zu den Pferden zu bringen.

»Ich erwarte Euch auf dem Turnierplatz«, erklärte sie mir zum Abschied und wandte sich schroff ab.

»Eine Frage hätte ich noch, Hoheit.«

»Dann fragt.«

»Wer ist mein Gegner?«

»Gerard de Besancon. Ein Mann, der kämpfen kann, der viele Schlachten geschlagen hat, der fast als unverwundbar und den man den schwarzen Ritter nennt, weil er stets in einer schwarzen Rüstung zu den großen Turnieren reitet. Er hat noch nie einen Kampf verloren.«

Da wußte ich, was mir bevorstand. Schon jetzt versuchte ich, all das aus meinem Gedächtnis zu kramen, was ich über Ritterturniere wußte. Viel war es nicht. Als Jugendlicher hatte ich einige Ritterfilme gesehen, auch mal Bücher gelesen, das war auch alles.

Und jetzt wurde ich ins kalte Wasser geworfen.

Die Gänsehaut bekam ich jetzt schon und nicht allein durch Aiks Anblick, der drohend auf mich zukam.

Im Hintergrund hörte ich, wie die Königin und Hector de Valois miteinander sprachen. Ich vernahm auch ihr leises Lachen. Wahrscheinlich hatte sie mich schon aufgegeben.

Ein Mann, der ohne Waffen kämpfte…

Welche Waffen ich tatsächlich besaß, hatte ich ihr nicht gesagt, das sollte eine Überraschung werden.

Aik führte mich aus dem Zelt, wo mich die Häscher wieder in Empfang nahmen.

Die Menge hatte auf mich gewartet und einen Halbkreis gebildet.

Als man mich sah, begann das Tuscheln und Flüstern. Kein Instrument wurde mehr gespielt. Über dem Platz lag eine erwartungsvolle Stille, die mich irgendwie bedrückte.

Ich schritt durch die Gasse, die man mir geöffnet hatte. Die meisten Menschen schauten mich neugierig an, nur wenige schienen Mitleid zu haben. Die Masse gierte nach einem Kampf. Ich sollte ihn ihr bieten. Sie würde es auch hinnehmen.

Dann wurde ich an einen Ort geführt, wo die Pferde weideten. Ich durfte mir ein Tier aussuchen. Nach einer kurzen Prüfung entschied ich mich für einen Schimmel, der mir noch den ruhigsten Eindruck machte. Er graste friedlich. Ich trat an das Tier heran, tätschelte seinen Hals, so daß er den Kopf hob und ich in seine Augen blicken konnte.

Ob es etwas half, wußte ich nicht. Jedenfalls redete ich mit dem Pferd und sagte: »Laß mich nicht im Stich, alter Junge! Wir beide müssen miteinander auskommen.«

Das Tier schnaubte.

Dann drehte ich mich um, weil ich angesprochen worden war.

»Welche Rüstung wollt Ihr wählen?«

»Keine«, erwiderte ich laut.

Die Häscher erschraken. Sie schauten sich gegenseitig an, flüsterten miteinander, blickten mir wieder ins Gesicht, und der Sprecher vergewisserte sich abermals. »Ihr wollt keine Rüstung, Fremder?«

»Nein.«

»Dann wird man Euch sofort töten.«

»Das ist mein Risiko.«

Das letzte Wort begriffen sie wohl nicht, denn sie wandten sich ab und hoben die Schultern.

Ich faßte die Zügel des Pferdes. Jemand brachte mir eine Decke und einen Sattel, dessen primitive Form mich überraschte, aber damals waren die Methoden eben nicht so ausgeklügelt gewesen wie zu meiner Zeit. Die Decke legte ich über den Pferderücken und schnallte auch den Sattel fest. »Meinetwegen kann es losgehen«, sagte ich lässig.

Die Männer hoben die Hände. Ein Zeichen dafür, daß ich noch warten mußte.

Dann verschwand einer. Wahrscheinlich gab er bekannt, daß ich bereit war.

Die Nachricht sprach sich in Minutenschnelle herum. Aus dem Lager ertönte Lärm. Die Männer und Frauen verteilten sich. Ich erkannte, daß sie in Richtung Turnierbahn liefen und ihre Plätze hinter den Balken suchten.

Im nächsten Augenblick schmetterte ein gewaltiger Trompetenstoß in den nachtdunklen Himmel. Die Fanfare kündigte den Beginn des

großen Zweikampfs an.

Die Gassen zwischen den Zelten und auch der große Platz hatten sich geleert. Nur noch die Feuer verbreiteten ihr düsterrotes Licht.

Ich schwang mich auf den Pferderücken. Natürlich nicht so geschmeidig wie ein geübter Reiter, aber ich hielt mich. Zum Glück saß ich nicht zum erstenmal auf einem Pferd, halten konnte ich mich. Wie es beim Galopp aussah, darüber wollte ich erst gar nicht nachdenken.

Die Zügel nahm ich in beide Hände. Als ich sie straff zog, hob das Tier den Kopf und wurde unruhig. So gab ich etwas mehr Spiel und drückte dem Tier meine Hacken in die Flanken.

Das Pferd setzte sich in Bewegung, und ich merkte unter mir das geschmeidige Spiel seiner Muskeln. Einmal ritt ich einen Kreis, um mich an das Tier zu gewöhnen. Dabei stellte ich fest, daß es sehr willig reagierte. Ich hatte wohl Glück gehabt und mir gleich das richtige ausgesucht.

Um zur Turnierbahn zu gelangen, mußte ich durch eine der düsteren Gassen reiten.

Niemand hielt sich mehr dort auf. Ich durchritt die Gasse, wollte das Tier nach rechts dirigieren, als ich die Zügel wieder locker ließ.

Aus der Dunkelheit ritt eine zweite Gestalt heran. Und sie hob sich kaum von der Finsternis ab.

Ich aber wußte, wer es war.

Mein Gegner, der schwarze Ritter!

***

Auch er hatte mich durch sein hochgeklapptes Visier gesehen und hielt an. Er hatte sein Reittier unter Kontrolle, denn im Gegensatz zu meinem Pferd bewegte sich das seine nicht.

Es stand auf der Stelle wie eine Figur. Schwarz war die Rüstung, schwarz war sein Pferd und auch die Decke, die er auf dem Rücken liegen hatte. Er starrte mich an.

Unheimlich sah er aus. Das Tier, auf dessen Rücken er hockte, wirkte ebenfalls geisterhaft, weil die Schutzdecke sogar über seinen Kopf gezogen worden war und nur zwei Kreise für die Augen freiließ.

Es war ein Bild voller Stimmung und Atmosphäre. Düster, schaurig und gleichzeitig auch romantisch. Das Feuer, der Himmel, die Zelte und der Wind sorgten dafür.

Konnte ich gegen diesen Kämpfer gewinnen?

Wahrscheinlich nicht mit normalen Mitteln, und wenn ich mir seine Lanze anschaute, die er in der rechten Hand hielt und mit dem Schaftende auf den Boden gedrückt hatte, wurde mir schon schummrig zumute. Ich verfolgte den Weg der Lanze bis hin zur Spitze und sah, daß sie dort abgerundet war. Gerade richtig, um einen

Gegner aus dem Sattel zu heben.

Gérard de Besancon sprach nicht mit mir. Daß er voranreiten wollte, erkannte ich an seiner Handbewegung. Auch seine Finger steckten in ehernen Handschuhen und waren gekrümmt, damit er den Schaft umfassen konnte.

Er ritt an.

Zum erstenmal hörte ich Geräusche. Es war nicht das Klappern der Hufe, sondern das Knarren und leise Quietschen der eisernen Rüstung, das mir entgegenwehte.

Rechts am Feuer ritt er vorbei. Er malte sich noch einmal sehr deutlich vor den tanzenden Flammen ab, und die Hufe des Tieres wirbelten kleine Staubwolken auf, die ihn begleiteten.

Auch ich ritt an.

Nicht so geschmeidig wie er. Bei mir wirkte alles viel hausbackener. Ich war überhaupt froh, mich so gut im Sattel halten zu können. Auch an die Zügel hatte ich mich inzwischen gewöhnt und ließ sie locker zwischen den Händen liegen.

Das Pferd fand seinen Weg von allein, als wäre es die Strecke schon oft gelaufen.

Der schwarze Ritter hatte die Turnierbahn bereits erreicht. Er wurde mit Beifallgeschrei und lautem Klatschen empfangen. Einige Menschen leuchteten ihm, denn er wollte dort anhalten, wo die Königin in einer extra für sie aufgebauten Loge saß.

Auch diese Tribüne oder dieses Gerüst war vom Licht der Pechfackeln in einen rötlichen Schein getaucht worden, so daß die beiden in der Loge sitzenden Gestalten mit einem blutigen Hauch übergossen wurden.

Auf dem Pferd verbeugte sich Gérard de Besancon vor seiner Königin, die sogar aufstand und ihm huldvoll lächelnd eine Hand entgegenstreckte. Er legte seine Rechte mit dem eisernen Handschuh für einen kurzen Moment darauf, bevor er das Pferd drehte und die Bahn entlang zum anderen Ende ritt.

Begleitet vom zuckenden Widerlicht der Fackeln wirkte er wie ein Geisterreiter.

Ich hatte mich so hingestellt, daß ich alles beobachten konnte und ritt nun selbst an.

Mein Schimmel ging langsam. Ich hörte das leise Tacken der Hufe, roch den Staub und erreichte ebenfalls den Anfang der Bahn.

Ein schrilles Lachen, begleitet vom Klang heller Schellen, empfing mich, und ich wußte, daß es der Narr war, der mich auslachte.

Eine andere Regung erlebte ich nicht. Keinen Beifall, keine Hochrufe, eisernes Schweigen.

Die Zuschauer hatten mich von vornherein als Verlierer abgestempelt, besonders deshalb, weil ich ohne Rüstung und ohne

sichtbare Waffe in den Kampf gehen wollte.

Auf dem hinter mir liegenden Platz war das Gras durch zahlreiche Füße zertreten worden. Anders auf der Turnierbahn. Sie wurde noch von einem Grasteppich bedeckt, der den Hufschlag stark dämpfte.

Und so ritt ich die gleiche Strecke wie mein Vorgänger. Ich erreichte die Loge der Königin und sah erst jetzt, daß sie nicht allein dort saß.

Neben ihr, ebenfalls auf einen thronartigen Stuhl, saß der Mann, den ich schon im Zelt gesehen hatte.

Hector de Valois!

Sein Gesicht lag noch im Halbdunkel, trotzdem erkannte ich, daß es sich zu einem Lächeln verzogen hatte. Es war nicht freundlich, eher vom Mitleid geprägt. Hier gab es wohl niemand, der auf mich gewettet hätte, und die Königin gab mir dies auch durch ihre Worte zu verstehen.

»Ihr habt Euch keine Rüstung genommen. Ich hielt es für einen Scherz und sehe nun, daß ich mich geirrt habe.« Sie beugte sich vor, und in ihrer Stimme erkannte ich einen gespannten Ausdruck. »Seid Ihr ein Mensch, der die Todessehnsucht spürt?«

»Nein, das bin ich nicht.«

»Er ist wahnsinnig, meine Teure«, hörte ich de Valois sprechen.

»Er kann nur verwirrt sein. Selbst ich hätte es nicht gewagt, dem schwarzen Ritter so gegenüberzutreten. Er wird vom Rücken des Pferdes geweht werden wie ein Sandkorn in der Wüste vom Wind. Das kann ich versprechen.«

»Vielleicht«, erwiderte ich. »Aber seid so gut und gebt mir eine Chance.«

»Die habt Ihr«, meldete sich Diablita. »Aber wenn Ihr Euch nicht an die Regeln halten wollt…«

Ich winkte ab. »So meine ich das nicht.« Ich schaute zu, wie sich aus dem Hintergrund der kleinen Königsloge die Gestalt des Tataren Aik vorschob. »Ich spreche von einer anderen Möglichkeit. Ich möchte gern, falls ich dieses Turnier überstehe, mit Euch reden. Mit Euch, Hoheit und auch mit Monsieur de Valois.«

»Chevalier de Valois«, korrigierte er mich.

»Ich entschuldige mich für mein vorlautes Gerede.« Ich paßte mich den Floskeln an. »Ist mir, die Bitte gewährt?«

Da lachte die Königin kehlig. »Nicht nur die Bitte. Dem Sieger dieses Zweikampfs winken zwei Preise.«

»Darf ich so vermessen sein zu fragen, um welche es sich dabei handelt?«

»Nein, das dürft Ihr nicht. Aber beide Preise stehen mit mir in einem Zusammenhang. Ihr könnt Euch vielleicht ausdenken oder ausmalen, was es sein wird…«

Bei diesen Worten hatte sich der Ausdruck ihrer Augen verändert.

Ein gewisses Funkeln lag in den Pupillen, das auch die Frauen in meiner Zeit noch nicht verloren hatten.
Sollte vielleicht ein Schäferstündchen mit der Königin gewährt werden?
Ich war kein Kostverächter, aber in Anbetracht der Lage erschien es mir ratsamer, mich mit de Valois zu unterhalten. Er konnte mir über gewisse Dinge sicherlich mehr sagen. Ich hoffte stark, daß ich dazu kam, mit ihm einige Worte zu wechseln. Daß er tatsächlich existiert hatte, wußte ich ja jetzt.
Diablita nahm wieder ihre alte, steife Haltung an. »Habt Ihr noch Fragen, Fremder?«
»Nein, Hoheit.«
»Dann möge der Kampf beginnen.« Sie deutete auf das noch freie Ende der Bahn. »Dort werdet ihr Aufstellung nehmen und den Klang der Fanfaren abwarten. Ich, Königin Diablita, liebe den Kampf zu mitternächtlicher Stunde. Die Dunkelheit ist meine Zeit. Ich bin mit ihr verwachsen und auch großgeworden. Das Tageslicht und die Strahlen der Sonne hasse ich…«
Diese Worte kamen mir im übertragenen Sinne bekannt vor.
Wenn sie solche Sätze nicht gesprochen hätte, sie hätten auch gut einem Vampir zu Gesicht gestanden.
Auch die Blutsauger liebten die Nacht, den Mondschein und die unheimlichen Orte wie Friedhöfe, verlassene Burgen und Kerker.
War sie vielleicht ein Vampir?
Nein, alle äußeren Anzeichen sprachen dagegen. Möglicherweise konnte ich sie als anderes Geschöpf der Nacht bezeichnen.
Ich drehte mein Pferd um die Hand und ritt dem Ausgangspunkt des Kampfes entgegen. Dabei dachte ich nicht nur über die mir gesagten Worte weiterhin nach, auch über den Namen der Königin.
Diablita!
Übersetzt hieß das Teufelin. War sie das tatsächlich? Oder stand sie vielleicht mit dem Satan in Kontakt? Der letzte Punkt erschien mir wahrscheinlich. Bisher hatte ich noch keinen Hinweis auf das Einwirken schwarzmagischer Kräfte festgestellt – abgesehen von Hector de Valois Gegenwart und meiner ungewöhnlichen Reise in diese Zeit, aber das alles konnte sich ändern. Bevor ich mir weitere Gedanken machte, mußte ich erst einmal den Kampf gewinnen.
An das Trommeln der Hufe hatte ich mich gewöhnt. Ebenfalls an das düstere Licht. In den Räumen zwischen den einzelnen Fackeln hatten sich die Menschen aufgebaut. Sie standen dort so eng, als wollten sie eine Wand bilden. Sie wußten aus Erfahrung, daß die beiden kämpfenden Turniergegner etwa in der Mitte zusammentreffen würden, ich wollte heute daran nicht glauben.
Erstens bin ich kein guter Reiter, und zweitens wollte ich mich auf

wichtigere Dinge konzentrieren.

Eine Ziel- oder Startlinie entdeckte ich nicht. Ich wendete das Pferd dort, wo die Turnierbahn allmählich auslief und auch keine Zuschauer mehr standen.

Mein Tier stand noch nicht still, als ich den Fanfarenklang vernahm. Hell und schmetternd jagte er gegen den Nachthimmel und wurde bis gegen die mit Wald bedeckten Hänge getragen, wo er schließlich in der klaren Nachtluft verklang.

Ich schaute auf meinen Gegner.

Er war zu erkennen. Als düsterer Schatten hoben sich er und sein Pferd vom Boden ab. Obwohl ich ihn nicht gefragt hatte, war ich der Überzeugung, daß dieser Mensch mich niederwalzen wollte.

Er konnte es kaum erwarten. Diese Unruhe übertrug sich auch auf sein dunkles Reittier. Es stampfte nervös mit den Vorderhufen auf.

Man wartete auf das Zeichen.

Die Königin gab es.

Und sie schleuderte von ihrem Platz aus eine rote Rose auf die Startbahn. Der Kampf konnte beginnen!

***

Mit einem zufriedenen Ausdruck auf dem Gesicht legte Suko den Hörer auf.

Es waren tatsächlich noch zwei Flugscheine zu haben gewesen. Er und John würden bis Paris fliegen und sich anschließend einen Leihwagen nehmen, um das eigentliche Ziel zu erreichen. Wo es allerdings genau lag, wußte keiner von ihnen. Da hatte sich Hester Shapiro leider nicht genau auslassen wollen oder können.

Suko hörte Glenda sprechen. Die Tür zum Vorzimmer hatte er nicht geschlossen, und auch Sir James' Organ war zu vernehmen.

»Ja, Sir, Suko ist im Büro.«

»Danke.«

Sir James trat ein. Er blieb dicht hinter der Tür stehen und schaute sich um. »Haben Sie schon einen Erfolg erzielen können?« fragte er den Inspektor.

»Noch nicht, Sir. Aber ich habe die Tickets bestellt.«

»Wann wollen Sie fliegen?«

»Morgen nehmen wir die Frühmaschine nach Paris. Von dort aus fahren wir mit dem Wagen weiter.«

Der Superintendent war einverstanden. Er schränkte jedoch ein.

»Vorausgesetzt, Sie finden den genauen Ort, an dem sich Mr. Shapiro herumgetrieben hat.«

»Das müßte doch herauszubekommen sein. Jedenfalls haben wir uns vorgenommen, noch einmal das Haus der Shapiros zu durchstöbern. Irgendwelche Aufzeichnungen muß er ja hinterlassen haben.«

»Wirklich?«
»Sie glauben es nicht?«
»Nein. Denken Sie nach. Er hat seine Frau auch nicht eingeweiht. Ich bin mir fast sicher, daß es über alles Wichtige keine Aufzeichnungen gibt. Dieser Mensch war bis zu seinem Tod ein Einzelgänger.«
Suko lächelte. »Ich will ja nichts sagen, aber es gibt eben Männer, die ihren Frauen nicht alles auf die Nase binden. Und das aus gutem Grund, wie man sich vorstellen kann.«
»Wir werden sehen, wer recht behält.« Sir James wechselte das Thema. »John Sinclair ist noch unten?«
»Ja.«
»Dann gehe ich mit Ihnen.«
Suko hatte nichts dagegen. Er hoffte stark, daß sein Freund durch die magische Wirkung des Kreuzes einen so großen Erfolg erzielen konnte, daß die Statue zu »reden« anfing. Die Verbindung zwischen ihr und dem Phantom-Kommando durfte einfach nicht gerissen sein. Zudem hatte Hester noch von einem geheimnisvollen Volk in den Bergen gesprochen, und dieser Begriff war ebenfalls noch nicht aufgeklärt worden.
Die beiden Männer nahmen den Lift. Sir James, der es im Laufe der Zeit gelernt hatte, auf innere Stimmen zu achten, wandte sich an den Inspektor. »Was haben Sie für ein Gefühl, Suko?«
»Kein gutes.«
»Wieso?«
»Ich weiß es nicht genau, aber ich glaube fest daran, daß hinter dem Fall mehr steckt, als wir bisher angenommen haben. Bisher haben wir nur den Stein ins Wasser geworfen. Welche Kreise er noch ziehen wird, können wir nicht überblicken.«
Das Thema war zwischen den beiden Männern gestorben, als der Lift hielt und sich die beiden Türhälften nach verschiedenen Seiten auseinanderschoben.
Sie betraten den kahlen Gang. Hier unten war nichts freundlich.
Die Atmosphäre konnte man als eisig bezeichnen. So ähnlich sah es auch in den Geheimdienstzentralen der großen Staaten aus. Die Echos ihrer Schritte hallten an den kahlen Wänden wider. Vor einer bestimmten Eisentür stoppten sie. Suko drückte eine Klingel, danach wurde er eingelassen. Eine optische Kontrolle hatten beide Männer über sich ergehen lassen müssen, denn dem gläsernen Auge über der Tür entging nichts von dem, was sich auf dem Gang abspielte.
Der Mann im Vorraum hinter der starken Tür nahm Haltung an, als er den Superintendenten erkannte.
»Wir gehen durch«, sagte Sir James.
»Sehr wohl, Sir.«
Es gab mehrere Türen. Alle bestanden aus einem feuerfesten

Material. Wer hier unten einbrechen wollte, um die Panzerschränke des Yard zu plündern, stand vor einer unlösbaren Aufgabe.

Obwohl diese Dinge oftmals für dämonische Wesen kaum Hindernisse darstellten, aber damit mußte man leben. Einen besseren Schutz hatte man noch nicht gefunden.

Suko öffnete die Tür zu dem Raum, in dem sich John Sinclair befand. Zuvor hatte er am Schloß eine Kombination einstellen müssen. Dann war der Weg frei, Sir James stand hinter dem Inspektor und wunderte sich darüber, daß Suko stehenblieb. Ein wenig unwirsch fragte er: »Was ist geschehen? Weshalb gehen Sie nicht weiter?«

Suko gab den Weg und den Blick frei. »Sehen Sie selbst, Sir.«

»Das werde ich…« Der Superintendent schüttelte den Kopf.

»Verflixt, das Zimmer ist leer.«

»Sicher, Sir. Und ich frage mich, wie so etwas kommen kann.«

Der Superintendent ging einen Schritt vor, schaute nach rechts, dann nach links, drehte sich um und sagte: »Warten Sie einen Augenblick. Das werden wir gleich haben.«

Suko trat vor bis an den Tisch und schaute dorthin, wo sein Freund gesessen hatte. Er sah nur einen leeren Stuhl. Auf der Tischplatte stand die Figur des Harun, über die sie bisher noch nichts wußten.

Natürlich hatte das Verschwinden des Geisterjägers eine völlig normale Ursache. Daran wollte der Inspektor nicht glauben. Er vertraute mehr auf seinen Instinkt, und der wiederum sagte ihm, daß etwas faul war.

Sir James redete mit dem Aufpasser. Suko hörte die Stimmen der beiden und warf einen Blick über die Schulter zurück in den Vorraum. Er sah den Beamten in strammer Haltung und mit hochrotem Kopf vor dem Superintendenten stehen.

»Sir, ich schwöre Ihnen, meinen Platz habe ich nicht verlassen. Aus dem Raum ist niemand gekommen!«

»Dann müßte John Sinclair noch dort sein!«

»Ich begreife es auch nicht, Sir.« Der Mann hob hilflos die Schultern. Auf seiner Stirn hatte sich ein Film aus Schweiß gebildet.

Der Posten machte einen völlig geknickten Eindruck, kein Wunder, wenn man für eine Sache angemotzt wurde, für die man nichts konnte.

Sir James schlug dem Wachtposten auf die Schulter. »Gut, mein Lieber, ich glaube Ihnen.«

»Sir, ich versichere Ihnen noch einmal, daß ich nichts gesehen und den Platz nicht verlassen habe. Ich kann nicht verstehen, daß John Sinclair nicht mehr da ist.«

»Ich auch nicht.« Der Superintendent nickte dem Mann noch einmal zu und begab sich zu Suko.

»Ich habe mitgehört, Sir.«

»Dann brauche ich Ihnen nicht viel zu sagen.«

»Nein.« Der Chinese deutete auf den Tisch. »Das hat John zurückgelassen. Seinen Würfel.«

Sir James trat näher. Er runzelte die Stirn, als er sich den rotvioletten Würfel anschaute. Dieser Mann mochte den Würfel nicht. Er war ihm unheimlich, das gab er offen zu. Eigentlich konnte Sir James mit magischen Dingen überhaupt nichts anfangen, doch er machte gute Miene zum bösen Spiel, in dem er sich auch akzeptierte.

»Ich nehme Ihnen viel ab, Suko, doch ich glaube nicht daran, daß sich John in Luft aufgelöst hat.«

»Ich auch nicht.«

»Und wo ist er dann hingegangen? Vielleicht noch durch die Wand?«

Suko schüttelte den Kopf. Sein Blick glitt zwischen dem Würfel und der Figur hin und her. »Wenn ich etwas sagen darf, Sir…«

»Sagen Sie schon.«

»Meiner Ansicht nach müssen wir die Lösung um John Sinclairs Verschwinden beim Würfel und bei dieser Statue suchen.«

Der Superintendent war skeptisch. Das verriet sein Gesichtsausdruck. Er gab jedoch keinen Kommentar ab und wartete darauf, daß Suko etwas unternahm. Der hatte sich gesetzt und strich jeweils mit verschiedenen Händen über die so konträren Gegenstände.

»Spüren Sie etwas?«

»Nein, nicht.«

»Der Würfel läßt sich manipulieren – oder?«

»Das stimmt…« Suko ahnte, worauf sein Chef hinauswollte, er sagte aber nichts und schaute zu, wie Sir James sich auf einem Stuhl niederließ. Mit dem rechten Arm deutete er über die Tischplatte.

»Wir müssen das Rätsel aufklären«, sagte er. »Jetzt und hier. Deshalb werde ich solange bleiben, bis wir herausgefunden haben, wo sich John Sinclair aufhält. Der Würfel und die Figur stehen Ihnen als Hilfsmaterial zur Verfügung, Suko. Versuchen Sie, beide einzusetzen.«

»Das wird schwer sein.«

»Wir haben Zeit.« Sir James lehnte sich zurück. Dabei grinste er scharf.

Suko lächelte zurück. »Recht haben Sie, Sir. Dann wollen wir mal sehen, was geschieht…«

***

Gerard de Besancon hatte nur auf diese eine Sekunde gewartet, als die Rose den Boden berührte. Er war heiß auf den Kampf gewesen, er wollte ihn gewinnen, und ich konnte mir vorstellen, daß ihm die Königin einiges dafür versprochen hatte.

Ich tat nichts, während mein Gegner scharf anritt. Die Beine seines Pferdes gerieten in wirbelnde Bewegungen. In diesem Körper steckte

eine gewaltige Kraft und Energie, die bisher gezügelt worden war, jetzt aber freien Lauf bekam.

Besancon ritt an den ersten Fackeln vorbei. Seine Rüstung reflektierte die Lichtstrahlen, die wie rötlich schwarze Schatten über Reiter und Pferd huschten.

Noch hielt er die Lanze senkrecht, und die Spitze der Waffe schaute in die Höhe. Aber er senkte sie und allmählich erreichte die Waffe eine waagerechte Haltung. Die Spitze zeigte jetzt auf mich.

Das dumpfe Trommeln der Hufe untermalte den scharfen Ritt des Mannes, der unbedingt gewinnen wollte.

Die Zuschauer feuerten ihn mit heiseren Schreien an. Die Bewegungen ihrer Hände schienen dafür zu sorgen, daß der Ritter noch mehr Tempo zulegte.

Mein Pferd tänzelte unruhig. Es sah den Rappen heraneilen, wollte sich ebenfalls loslösen, so daß ich mich gezwungen sah, die Zügel scharf zu halten.

Was konnte ich tun?

Schießen?

Ja und nein. Wenn ein Schuß eine Wirkung erzielen sollte, mußte ich auf das hochgeklappte Visier zielen. Und dann hatte ich noch längst nicht getroffen…

Bevor ich anritt, warf ich einen Blick auf die rechte Seite, wo sich die Tribüne der Königin befand. Diablita war aufgestanden und hatte ihre Hände auf den Handlauf der Brüstung gelegt. Den Oberkörper hatte sie gebeugt. In ihrer Haltung lag etwas Gespanntes, Lauerndes. Sie wollte endlich, daß es zu einer Entscheidung kam.

Auch ihr Blick sprach Bände.

Ich mußte etwas tun. Wenn ich auf dem Fleck stehenblieb, warf mich die Lanze aus dem Sattel. Da ich keine Rüstung trug, konnte das tödlich enden.

Allerdings war ich beweglicher als mein Gegner, und darauf setzte ich.

Der Schimmel kam von selbst. Er hatte nicht stehen wollen. Schon ein leichter Druck mit den Hacken reichte aus, um ihn zum Laufen zu bringen.

Und Besancon kam näher. Da saß eine geballte Ladung an Stahl und Mensch auf dem Pferderücken.

Staub hüllte den schwarzen Reiter ein. Seine Rüstung glänzte in einem matten Ton. Von den Pferdehufen wurden Grassoden in die Höhe geschleudert, und die Anfeuerungsrufe der Zuschauer begleiteten den heißen Ritt meines Gegners.

Ich beugte mich vor. Herzklopfen hatte ich bekommen. Viel zu schnell gingen die Sekunden vorbei, ich klopfte meinem Tier gegen den Hals. »Dann mach’s mal gut, Alter, und laß mich nicht im Stich!

Wir beide müssen noch etwas durchstehen.«

Als hätte mich das Pferd verstanden, stürmte es vor.

Plötzlich schmolz die Distanz noch schneller. Ich hörte das helle Schreien der Zuschauer, sie waren unheimlich angetan. Endlich würden sie etwas erleben.

Ich hatte dabei das Gefühl, gegen einen Riesen kämpfen zu müssen. Der schwarze Ritter kam mir vor wie ein Unhold, dessen Lanze mich in den Boden rammen wollte.

Er würde mich innen und an der linken Seite passieren und mich wahrscheinlich nach rechts hin aus dem Sattel schleudern.

Ich hörte nichts, ich sah kaum etwas. Das Trommeln der Hufe und die Staubwolken überdeckten alles. In ihnen hielt sich Gérard de Besancon auf, nur die Lanze stach hervor.

Noch zwei Sekunden höchstens.

Ich warf mich nach rechts. Es entsprach keiner Taktik, ich hatte rein gefühlsmäßig reagiert und hoffte, das Richtige getan zu haben.

Was dann folgte, bekam, ich nur noch im Unterbewußtsein mit…

Zuerst hatte ich Angst, mich zu weit nach rechts gebeugt zu haben. Fast hätte ich bei dem Manöver den Boden berührt. Der Staub hüllte mich ein, ich schmeckte ihn, aber die Lanze erwischte mich nicht. Sie zischte über den leeren Sattel hinweg.

Ich hatte mich wieder erheben wollen, war dadurch aus dem Rhythmus gekommen und kippte wieder dem Boden entgegen.

Diesmal hackte ich einige Male mit der Schulter auf, spürte das böse Klopfen, sah aber nichts und hörte nur mehr den hämmernden Trommelwirbel der Hufe. Eisern hielt ich mich fest. Mehr konnte ich nicht tun.

Irgendwann mußte es mir gelingen, mich wieder in den Sattel zu ziehen. Das kostete Mühe. Die Pferdemähne half mir auch, als ich sie zwischen die Finger bekam. Zudem hatte ich die Zügel wieder härter angezogen, was mein Pferd zu spüren bekam. Es riß den Kopf hoch, schnaubte und wurde langsamer.

Noch schwankte ich und wäre fast an der linken Seite wieder zu Boden geschlagen, aber ich hielt mich und schaffte es sogar, den Schimmel zu stoppen.

Schnaubend blieb er stehen.

Ich schnaubte zwar nicht, aber ich zitterte. Meine Muskeln waren gespannt, in meinem Kopf tuckerte es, und ich konnte von Glück sagen, die erste Attacke überstanden zu haben.

Die Zuschauer schienen nicht begeistert zu sein. Ich hörte ihr beinahe wütendes Schreien und auch einige Pfiffe. So einen Turnierkampf hatte sicherlich noch keiner von ihnen erlebt.

Mein Pferd drehte sich um die Hand.

Jetzt stand ich wieder in Gegenrichtung und sah meinen Gegner am

anderen Ende der Kampfbahn.

Klar, daß er sich nicht großartig ausruhen würde. Wahrscheinlich wollte er mich mit der zweiten Attacke endgültig aus dem Sattel schleudern.

Staubwolken zogen träge über den Kampfplatz. Sie verschonten auch die Zuschauer nicht und wallten ebenfalls gegen die Tribüne, auf der die Königin stand.

Ich überlegte meine nächsten Schritte, während die Zuschauer den schwarzen Ritter hart anfeuerten.

Mußte ich tatsächlich die Beretta ziehen und mich auf einen Glücksschuß verlassen?

Nein, da hätte ich immer den kürzeren gezogen. Es gab noch eine andere Möglichkeit.

Ein scharfes Grinsen huschte über mein Gesicht, als ich zupackte und meinen Bumerang hervorholte. Der schwarze Ritter war kein Dämon, aber der Bumerang besaß Kräfte, die man nicht unterschätzen sollte. Wenn er Gérard de Besancon auch nicht zur Hölle schickte, so würde er doch dafür sorgen, daß er aus dem Rhythmus kam.

So hoffte ich.

Die Königin und Hector de Valois standen beide nebeneinander.

Sie unterhielten sich. Was sie sagten, konnte ich nicht verstehen, aber sie sprachen schnell und hektisch.

Mein Gegner ritt wieder an!

Das Spiel kannte ich bereits. Er ließ es zu Beginn lässiger angehen, aber er hatte die Spur gewechselt und bewegte sich mehr zur Bahnmitte hin. Ich ritt dichter an den Reihen der Zuschauer entlang, die mir Worte entgegenschrien, auf die ich nicht achtete.

Meine ganze Aufmerksamkeit galt dem Gegner.

Den Bumerang hatte ich oft genug eingesetzt. Ich beherrschte ihn auch und fragte mich, wann genau die Distanz am günstigsten war.

Einen Treffer würde ich landen können, denn seine Rüstung mußte den anderen einfach behindern. Er kam nicht so schnell weg, konnte nicht ausweichen, wenn ich meine Banane schleuderte, und darauf baute ich.

Also ritt ich wieder an.

Diesmal gehorchte mir das Pferd schon besser. Es wußte, worauf es ankam. Zudem hielt ich mich relativ gut im Sattel und konnte mich den Bewegungen auch anpassen.

In der Linken hielt ich die Zügel, rechts den Bumerang. Diesen Arm drückte ich nach hinten, denn ich mußte sicherheitshalber schon ausholen.

Wieder zielte die Lanze auf mich. Die Spitze ragte aus der Staubwolke. Wenn mein Gegner zustach, mußte er die Lanze jetzt schräg wie eine Schranke gegen mich halten, die Trefferquote war

größer geworden.
Schlechte Karten für mich, wenn ich zu lange wartete. Das genau hatte ich nicht vor.
Meine folgende Aktion überraschte alle.
Ich riß die Zügel an und stoppte das Tier. Auf der Hinterhand stieg es hoch, ich hielt mich fest, um oben zu bleiben, und als der Schimmel wieder auf die Vorderbeine zurückfiel, rutschte auch ich nach vorn, und die Distanz zwischen Besancon und mir war geschmolzen.
Auf Wurfweite…
Das genau hatte mir gefehlt. Lange konnte ich nicht mehr zielen.
Alles oder nichts.
Alles.
Wuchtig schleuderte ich den Arm nach vorn, und im nächsten Augenblick verließ die silberne Banane meine Hand, um mit einer hohen Geschwindigkeit auf ihr Ziel zuzujagen.
Ob mein Gegner ausweichen wollte oder nicht, war nicht zu erkennen. Jedenfalls schaffte er es nicht, denn die von mir geschleuderte Waffe war einfach zu schnell.
Sie traf genau.
Es sah so aus, als wäre ein Blitzstrahl in die Rüstung eingeschlagen. Für einen Moment glaubte ich daran, daß meine silberne Banane einen Dämon getroffen hatte, eben weil sie eine Aura bildete. Ich rechnete auch damit, einen behelmten Kopf vom Körper rollen zu sehen, das war ein Irrtum, dafür kippte die gesamte Gestalt aus dem Sattel, weil die Aufschlagwucht einfach zu stark gewesen war und dieser Mensch nicht damit gerechnet hatte.
Er landete auf dem Boden.
Das schwarze Pferd war ebenfalls von dem Angriff überrascht worden und galoppierte noch weiter. Wiehernd und mit schleifenden Zügeln passierte es mich, während keiner der Zuschauer mehr schrie oder Besancon anfeuerte.
Dieser Wurf vom Pferderücken hatte allen die Sprache verschlagen. Ich bekam mein nervös tänzelndes Tier unter Kontrolle.
Erst jetzt ritt ich vor. Vorbei an Gerard Besancon, und ich zügelte das Tier dort, wo mein Bumerang lag.
Niemand lachte, als ich etwas ungelenk aus dem Sattel stieg, mich bückte, die Waffe aufhob und einsteckte. Wenn ich Zuckerstückchen gehabt hätte, mein Pferd hätte sie bekommen. So klopfte ich dem Tier zum Dank nur gegen den Hals, bevor ich weiterging.
Neben meinem Gegner blieb ich stehen. Er hatte seine Lanze verloren und lag auf dem Rücken. Dabei kam er mir vor wie ein schwarzer Käfer, da es ihm nicht gelang, sich in seiner Rüstung zu bewegen. Sie behinderte ihn einfach zu stark.
Das Sichtvisier war zur Hälfte nach unten geklappt. Ich schob es

wieder höher und blickte in sein Gesicht.

Der Mann hatte dunkle Augen. Ich forschte in seinem Blick und las dort nur Wut und Enttäuschung, aber keine Anerkennung über meinen Sieg. »Mon Dieu!« stieß er hervor. »Das war eine hinterlistige Attacke gewesen. So kämpft man nicht. Ich verlange Satisfaktion…«

Ich winkte lässig ab. »Nimm's leicht, mein Junge. Beim nächstenmal gewinnst du wieder. Aber bis dann gute Nacht.« Bevor er etwas erwidern konnte, hatte ich sein Visier nach unten geklappt, mich gedreht und schritt mit etwas steifen Beinen dorthin, wo die Königin neben Hector de Valois in der Loge saß und mir mit starrem Blick entgegenschaute.

Auch die Zuschauer waren nicht laut. Ihr Flüstern verglich ich mit der Trägheit der Staubwolken, die über die Turnierbahn zogen und sich nur langsam senkten.

Ich hatte ihnen genügend Stoff für eine Diskussion gegeben. Jetzt würden sie darüber grübeln, wer dieser Unbekannte wohl sein konnte, der einen ihrer besten Kämpfer aus dem Sattel geworfen hatte.

Ein Grinsen konnte ich mir nicht verkneifen. Ich hatte gewonnen und genoß meinen Triumph.

Neben der Rose stoppte ich. Die Spielregeln waren mir bekannt.

Sehr langsam und schon mit dem rechten, ausgestreckten Arm bückte ich mich, nahm die Rose zwischen zwei Finger, kam wieder hoch und schaute die selbsternannte Königin direkt an.

Diablita wich meinem Blick nicht aus. Ihr Gesicht blieb maskenhaft. Nichts verriet ihre Gedanken.

»Das steht dem Sieger wohl zu«, sagte ich und schleuderte die Rose zurück. Sie fing die Blume reaktionsschnell auf, tat, als wolle sie daran riechen und legte sie vorsichtig auf die Brüstung, wobei sie zusammenzuckte, da sie nicht achtgegeben und sich an einem Dorn gestochen hatte.

Ich trat näher an die Loge heran.

Diablita hatte die rechte Hand erhoben. Aus dem Zeigefinger tropfte das Blut. Es war dunkel, sehr dunkel sogar. Möglicherweise schwarz oder grün, wie ich es von dämonischen Wesen her kannte.

Aber das konnte auch an der Finsternis liegen, die uns bedeckte, denn der Fackelschein blieb auf der gegenüberliegenden Seite.

Hector de Valois hatte bisher noch nichts gesagt. Er gratulierte mir auch nicht, stand wie eine Eins vor der Brüstung und hatte seine Hände auf die obere Kante gelegt.

Nur sein Blick irritierte mich, weil er mir so nachdenklich und wissend vorkam.

Ahnte dieser Mann etwas?

Von ihm wußten wir nur sehr wenig. Leider viel zu wenig, aber ich ging davon aus, daß er in seiner Zeit ein besonderer Mann gewesen

sein mußte. Hoffentlich bekam ich noch die Gelegenheit zu einer Unterhaltung mit ihm.

»Ihr seid der Sieger, Mann aus einer anderen Zeit«, erklärte die Königin. »Euch steht die Belohnung zu.«

»Das will ich wohl meinen. Hattest du nicht von einem Orakel gesprochen, Diablita?«

Sie ging nicht auf meine lässige Bemerkung ein. »Ihr werdet es bekommen, keine Sorge. Aber auch der Verlierer wird seinen Preis erhalten, das schwöre ich.«

»Es ist nicht meine Sorge!«

Diablita schaute mich für einen Moment an. Sie lächelte. Und dieses Lächeln machte sie mir fast sympathisch und ließ mich ihren Namen vergessen.

Durch ihre Handbewegung gab sie Hector de Valois ein Zeichen.

Der Mann mit dem Knebelbart verstand. Er drehte sich um und goß aus einer Karaffe Wein in einen Becher, den er der Königin reichte.

Sie wieder gab ihn mir mit den Worten: »Dieser Trank ist dem Sieger geweiht. Nehmt ihn hin und leert ihn bis zum Grund. So ist es Sitte bei uns!«

Ich umfaßte den Becher mit beiden Händen, prostete der Königin zu, auch ihrem Begleiter und setzte den Becher an.

Der Wein war erfrischend, wenn auch ein wenig süß. Aber er moussierte, und ich dachte daran, daß es zu dieser Zeit wohl noch kein Glykol gegeben hatte.

Bis zum Grund mußte ich den Becher leeren.

Das tat ich.

Als ich den letzten Schluck nahm, sah ich auf dem Boden des Bechers etwas leuchten. Es war ein kleiner Schlüssel, der zu einem bestimmten Schloß passen mußte. Vielleicht zu dem der Kammertür der Königin.

Die genauen Regeln in dieser Zeit waren mir leider unbekannt.

Während ich den Schlüssel herausnahm, schaute ich auf Diablita.

Die Königin hatte ihre Haltung verändert. Mit verschränkten Armen stand sie da. Auf ihrem Gesicht lag ein wissendes Lächeln, das noch breiter wurde, als sie feststellen mußte, daß ich nicht in der Lage war, den rechten Arm anzuheben.

Der war wie gelähmt…

Ich startete einen zweiten Versuch mit dem Linken, weil ich den Becher in die andere Hand gewechselt hatte.

Auch das klappte nicht.

Statt dessen veränderte sich die Tribüne. Die Ausmaße nahmen in der Breite zu. Gleichzeitig wurden ihre Konturen weich und irgendwie durchlässig. Auch die beiden Menschen in der Loge sahen aus wie große Gummipuppen, an denen man zog.

Die Schwere pflanzte sich bis in die Beine hin fort. Sie schafften es

zudem nicht mehr, mein Gewicht zu halten, so daß ich ins Schwanken geriet.

»Der Sieger wird mir zu Füßen liegen!« hörte ich Diablitas Stimme und vernahm als letzte Reaktion noch ihr Lachen, bevor ich hart auf dem staubigen Boden aufschlug. So verabschiedete ich mich…

***

Das Erwachen war nicht furchtbar, aber doch irgendwie unangenehm. Ich lag auf dem Rücken, spürte in meinem Mund einen trockenen und gleichzeitig pelzigen Geschmack, aber es gelang mir nicht, mich zu erheben, weil ich einfach zu schwach war.

Dabei hatte man mich nicht einmal gefesselt. Es war auch nicht nötig gewesen. Ich fühlte mich so matt und kaputt, daß ich überhaupt nicht auf den Gedanken kam, mich von meinem Lager zu erheben, das mit Fellen bedeckt worden war.

Aber ich konnte denken!

Und ich dachte daran, daß mich diese verdammte Diablita reingelegt hatte. Es war ihr tatsächlich gelungen, mir diesen Trank einzuflößen und mich schachmatt zu setzen.

Zwar war ich lethargisch und träge, aber mein Verstand arbeitete, und ich konnte auch genau erkennen, wo ich mich befand, obwohl meine eigentliche Umgebung in eine bedrohend wirkende Düsternis getaucht war.

Ich lag in einer Höhle.

Das Licht drang aus einem offenen Durchgang zu einer Nachbarhöhle, und es war ein unruhiges und zuckendes Licht, das vermischt war mit Helligkeit und langen Schatten, so daß ich davon ausgehen konnte, es wiederum mit Fackelschein zu tun zu haben.

In dieser Zeit, wo es noch keine Elektrizität gab, die natürlichste Sache der Welt.

Die Höhle, in der ich lag, war ziemlich geräumig. Man konnte aufrecht stehen, die Decke zeigte sich halbrund, die Wände bestanden aus dunklen Steinen.

Eine zusammengewachsene Masse Fels. Sie hatte nahe des Eingang einen rötlichen Schimmer bekommen. Später, im Innern, wurde das Licht von der Dunkelheit verschluckt.

Was sich in der Nachbarhöhle abspielte, sah ich nicht, dafür konnte ich es hören. Königin Diablita befand sich dort und unterhielt sich mit einem Mann.

Seine Stimme hatte ich auch schon vernommen, kam aber nicht darauf, wo es war. Ich hörte mir die folgenden Worte an, bis mich die Erkenntnis traf.

Klar, das war der Verlierer, Gerard de Besancon, der mit Diablita redete.

Und was sich die beiden erzählten, war für den Mann nicht gerade von großer Freude, denn er wurde fertiggemacht. Mit scharfen, zynischen Worten.

Ich kümmerte mich zunächst nicht weiter darum, sondern tastete mich ab, weil ich erst einmal feststellen wollte, ob man mir die Waffen gelassen hatte.

Das Kreuz war vorhanden. Es befand sich versteckt unter meiner Kleidung. Auch die Beretta fand ich. Nur der Bumerang fehlte. Mein Gesicht verzog sich. Es lag auf der Hand, daß sich die andere Seite gerade um diese Waffe hatte kümmern wollen. Schließlich hatte ich mit ihr einen Gegner auf eine Art und Weise besiegt, wie sie normalerweise noch nicht vorgekommen war. Da mußten die anderen praktisch nachforschen.

Allerdings gefiel es mir nicht, den Bumerang in der Hand dieser Frau zu wissen. Sie hatte sich den richtigen Namen ausgesucht. Ich schätzte sie auch als eine Teufelin ein. Wahrscheinlich hatte sie schon des öfteren Kontakt zu Satan gehabt.

Ich war darauf gespannt, wie sich die weitere Sache noch entwickeln würde.

Zunächst einmal tat sich bei mir nichts. Dafür steigerte die Königin ihre Stimme. Noch zynischer und spöttischer wurde sie. Dieses Weib schaffte es tatsächlich, den anderen fertig zu machen.

»Ich hätte nicht gedacht, einen so großen Schwächling zu begrü ßen. Du hast verloren. Und dies gegen einen Mann, der sich kaum auf dem Rücken des Pferdes halten konnte, das sah jeder. Hast du etwas dazu zu sagen, Gerard Besancon?«

Den schweren Atem des Verlierers hörte ich sogar bis hin zu meiner Liegestatt.

»Er besaß eine fürchterliche Waffe. Sie war wie ein Blitz und jagte auf mich zu. Sie traf mich gegen Brust und Hals mit voller Wucht und riß mich vom Pferd.«

»Du hättest ausweichen können!«

»Nein, Hoheit, sie war zu schnell. Einer mußte verlieren…«

»Aber nicht du.«

»Vielleicht kann ich es beim nächstenmal besser machen.«

Da lachte Diablita. Und wie sie das tat, konnte einem Menschen schon eine Gänsehaut über den Rücken jagen. Sie lachte lauthals aus voller Kehle, dabei zynisch und krächzend, als hielte sie allein sämtliche Trümpfe in den Händen. »Beim nächstenmal!« hörte ich sie reden. »Es wird kein nächstesmal geben. Du weißt, daß ich Verlierer hasse…«

»Ja…«

»Dann ist dir auch bekannt, was ich mit ihnen anstelle. Ich will sie aus meinen Augen haben…«

Dieser letzte Satz hätte mir zu denken geben müssen. Das tat er auch, aber ich wurde durch ein anderes Geräusch abgelenkt. Es war ein Keuchen und Hecheln, das an meine Ohren drang und ich nicht einordnen konnte. Im ersten Augenblick hatte ich das Gefühl, in der Nähe eines Hundes zu liegen, und ich drehte den Kopf nach links, um in die Höhe hineinschauen zu können.

Da sah ich den Schatten!

Er war lang und zeichnete sich zuckend an der Höhlenwand ab.

Direkt menschliche Umrisse sah ich nicht. Bei diesem Schatten mußte es sich meiner Ansicht nach um ein Tier handeln.

Und es befand sich in meiner Höhle.

Aber nicht nur einen Schatten sah ich. Er verdreifachte sich in den folgenden Sekunden. Zudem entdeckte ich ein gelbgoldenes Leuchten, das die Dunkelheit aufriß und dabei ebenso über den Boden zuckte wie über eine Wand.

Was konnte das nur sein?

Ich spürte in meinem Magen den leichten Druck und auch Schweiß auf meinen Handflächen.

Es war die Folge einer allmählich anwachsenden Furcht. In der Tat bekam ich Angst, weil ich fast hilflos auf diesem verdammten Fellager lag und nur dem geisterhaften Spiel der Schatten zusah.

Dunkelheit, Feuerschein, dazwischen das goldgelbe Zucken langer Lichtpeitschen.

Was konnte das sein?

In der anderen Höhle unterhielten sich die Königin und der Ritter. Für mich war der Dialog uninteressant geworden, da ich meine eigenen Probleme hatte.

Bisher waren die gelben Streifen zwar immer gewandert, aber sie hatten sich nie vom Boden oder von den Wänden entfernt. Das änderte sich urplötzlich.

Ich wurde von dem gelben Lichtreflex gestreift und merkte gleichzeitig den Druck am Fußende der Liege, als dort jemand hineingesprungen oder kurzerhand hineingeworfen war.

Das Tier?

Bisher hatte ich den Kopf nicht bewegen können. Nun versuchte ich es wieder, und es gelang mir tatsächlich, ihn anzuheben. Ich schaute nach vorn und erstarrte.

Auf meiner Liege hockte ein häßliches und schreckliches Geschöpf.

Ein nackter Gnom!

***

Auch der Begriff vom bösen Blick stammte aus dem Mittelalter. Und der fiel mir ein, als ich in das breite Gesicht des braunhäutigen, nackten Gnoms schaute.

Er hatte den bösen Blick.
Seine Augen standen ziemlich weit auseinander. Sie wirkten wie weiße Kugeln, da ihm die Brauen völlig fehlten. Haare besaß er ebenfalls nicht. Seinen Körper konnte man als gedrungen bezeichnen, dafür war der Kopf überproportional groß. Zudem besaß er gewaltige Ohren, die wie angeklebt wirkten.
Das Maul stand offen. Die beiden Zahnreihen sahen aus wie kleine, spitze Messer. Da paßte irgendwie alles. Bis auf den Gegenstand, den der Gnom in seiner knochigen Rechten hielt.
Es war eine Peitsche.
Aber eine besondere, denn zu dem relativ kleinen Griff paßte die lange, lichtartige Schnur überhaupt nicht. Und sie genau mußte es gewesen sein, die, als sie geschlagen wurde, über die Wände huschte. Woraus sie bestand, konnte ich nicht sagen. Möglicherweise aus Feuer, das konzentriert worden war.
Woher kam der Gnom?
So häßlich er auf mich wirkte, ich hatte meinen ersten Schock verdaut und dachte über ihn nach, was ich mir auch erlauben konnte, da er vorerst keine Anstalten traf, sich zu bewegen. Er blieb dicht hinter meinen Füßen auf der langen Liegestatt hocken und starrte mich nur an.
Hester Shapiro hatte uns noch vor ihrem Tod den Hinweis auf ein geheimnisvolles Volk in den Höhlen oder Bergen gegeben. Ich befand mich in einer Höhle. Es konnte also durchaus sein, daß ich einen dieser Vertreter des kleinen Höhlenvolkes vor mir sah.
Eine im Moment noch gewagte Theorie, die ich möglicherweise bestätigt bekam. Andererseits mußte ich an das Phantom-Kommando denken. Wenn ich Hester richtig verstanden hatte, waren ihrer Meinung nach das Kommando und das Bergvolk identisch.
Wie dem auch war, wenn man mich am Leben ließ, würde ich eine Antwort bekommen.
Der Gnom war nicht allein. Andere Artgenossen huschten durch die Höhle, denn hin und wieder sah ich die dünnen, gelben Streifen über die Wände huschen.
Zum Glück sprang keiner mehr auf meine Liege, und ich stellte fest, daß die Wirkung des Tranks nachließ. Meine physische Energie kehrte zurück, ich bekam die Bewegungen wieder unter Kontrolle, und das war gut so, weil ich den rechten Arm anwinkelte und meine Hand sich der Stelle näherte, von der aus ich gut an mein Kreuz herankommen konnte.
Der Gnom sollte sich wundern…
Noch saß er still.
Seine weißen Kugelaugen beobachteten mich scharf. Er selbst griff nicht ein und verfolgte nur den Weg meiner Hand zum

Hemdausschnitt hin.
Noch spürte ich den Druck auf meiner Hand, aber ich überwand ihn, bis zu dem Moment, als der Gnom plötzlich vorsprang, auf meinen Schienenbeinen landete, sich sein Gesicht noch mehr verzerrte und er mit seiner Lichtpeitsche auf mich einschlug.
Ich hatte keine Chance, dem Treffer zu entgehen. Die Schnur kam von oben, traf meine Brust und riß dort die Kleidung auf, als bestünde sie aus Papier.
Darunter lag das Kreuz.
Und damit bekam die Schnur Kontakt.
Auf den Schmerz achtete ich nicht, weil er sofort verschwand, denn die Schnur hatte das Kreuz erwischt und wurde für den Gnom zum Bumerang. Eine andere Magie lud die Peitsche auf, sie schlug zurück und erfaßte den Kleinen wie ein Windstoß.
Plötzlich hob er ab.
Sein Kreischen schmerzte in meinen Ohren. Er flog vom Bett, fiel nicht zu Boden, sondern jagte so weit zurück, bis er von einer Wand aufgehalten wurde.
Mit dem Rücken zuerst krachte er dagegen.
Ich hatte meinen Kopf gedreht. Es sah so aus, als wollte er daran kleben bleiben, bis er plötzlich in einer kugelartigen Lichtwolke erglühte und weiß schimmernde Knochen klappernd auf den Steingrund fielen, wo sie auch liegenblieben.
Mein Kreuz hatte ihn geschafft!
Für mich bestand kein Grund zum Jubeln, noch waren andere da, aber die Gnome hatten das Schicksal ihres Artgenossen mitbekommen und zeigten sich sehr aufgeregt.
Ich selbst sah sie nicht. Nur das huschende, zuckende, dünne Licht geisterte über die Wände und schuf dort Muster, die sehr schnell wieder vergingen, als die Gnome ihre Peitschen einzogen.
Dann verschwanden sie.
Ich atmete auf und freute mich darüber, daß ich doch nicht so wehrlos gewesen war, wie es zuerst den Anschein gehabt hatte.
Nach näherem Überlegen bekam die Freude einen Dämpfer. Ich konnte mir sehr gut vorstellen, daß die Gnome zu Diablita gehörten.
Da ich einen von ihnen getötet hatte, würde sie mich auch dafür verantwortlich machen und mich sicherlich entsprechend bestrafen wollen.
Blieb ich hier liegen, war ich zwar nicht gerade eingeengt, aber ich fühlte mich irgendwie wehrlos. Also mußte ich etwas tun, und ich stellte fest, daß es mir wieder besser ging.
Sogar aufrichten konnte ich mich.
Den Schwindelanfall unterdrückte ich schnell, das dumpfe Gefühl im Kopf blieb ebenso wie das Hämmern hinter den Schläfen und ebenfalls

der pelzige Geschmack im Hals. Zwar war meine Reaktionsschnelligkeit noch nicht zurückgekehrt, jedenfalls war ich nicht wehrlos, konnte die Arme ebenso bewegen wie meine Beine und auch den übrigen Körper, so daß es mir auch gelang, mich von der auf vier Holzbeinen stehenden Liege zu schwingen. Fast wäre ich dabei gestürzt. Im letzten Augenblick konnte ich mich abfangen, blieb geduckt neben der Liege stehen und wartete zunächst einmal ab, bis wieder Kraft in meine Glieder geflossen war.

Auf der Stirn lag dicker Schweiß. Ich atmete tief durch, bewegte die Hände, holte noch einmal Luft, schüttelte auch den Kopf, hinter dessen Stirn das Puddinggefühl leider noch blieb.

Der erste Schritt fiel mir schwer, der zweite ebenfalls, beim dritten hatte ich mich an meinen desolaten Zustand gewöhnt, und den vierten ließ ich sein, denn ich hatte abermals die Stimmen der Königin und die des Ritters vernommen.

Um Besancon stand es nicht zum besten. Diablita konnte ihm nicht verzeihen, daß er verloren hatte, und das hämmerte sie ihm immer wieder ein. »Du bist ein Versager gewesen, ich habe auf dich gesetzt und zum erstenmal in meinem Leben verloren. Das kann ich einfach nicht hinnehmen. Hast du verstanden? Es geht nicht!«

»Ja, ja!« krächzte Besancon so verzweifelt, daß er mir leid tat. »Ich will die Scharte auswetzen, Ihr werdet Euch über mich nicht zu beklagen haben. Ich nehme mein Schwert, gehe zu ihm und töte ihn. Das verspreche ich Euch, Hoheit!«

Sie lachte nur und sagte dann: »Gar nichts wirst du tun, edler Ritter. Nie mehr…«

Ich spitzte noch mehr die Ohren. Die letzte Antwort hatte sich ganz und gar nach einem Todesurteil angehört. Und so etwas lag nun überhaupt nicht auf meiner Wellenlänge. Wenn Todesurteile gesprochen wurden – dazu hatte kein Mensch ein Recht –, mußte ich eingreifen.

Deshalb riß ich mich zusammen und drückte mich vor, auch wenn es mir schwerfiel. Ich war noch immer zu lahm, zudem mußte ich mich vorsichtig und geräuschlos bewegen, weil Diablita nicht mißtrauisch werden sollte.

Mein Ziel war der Eingang!

Schräg lief ich darauf zu. Die Füße schleiften über den rauhen Boden. Es fiel mir jedesmal schwer, ein Bein zu heben, doch ich mußte weiter. Es gab keinen, der mich trug.

So näherte ich mich dem Ausgang.

Die Königin sprach nicht mehr. Auch Besancon war still. Aber sein Atem drang bis zu mir. Es hörte sich qualvoll an, von Todesangst gezeichnet.

Noch hatte ich drei Schritte zu laufen.

Ich preßte die Lippen hart aufeinander. Durch meinen Körper schoß es warm, das Blut spürte noch immer diese andere Infektion in sich. Schweiß bildete sich auf meiner Stirn. Manchmal verzerrte sich auch der ovale Ausgang, und in den Knien spürte ich das berühmte weiche Gefühl.

Trotzdem kam ich voran!

Auch der letzte Schritt gelang mir. Ich ließ mich nach vorn fallen und stützte mich so an einer Ecke ab, daß ich auch in die Nachbarhöhle hineinblicken konnte.

Vielleicht hätte ich unterwegs meine Beretta ziehen sollen.

Ich hatte es nicht getan. Jetzt war es zu spät. Denn ich erlebte die Rache der Königin Diablita voll mit.

Und auch das Sterben des schwarzen Ritters!

***

Er stand mit dem Rücken zu mir. Noch immer trug er seine Rüstung. Nur den Helm hatte er abgenommen, so daß sein schulterlanges dunkelblondes Haar in voller Pracht zu sehen war.

Die Rüstung nicht allein im diffusen Licht der Fackeln, sondern auch gelblich im Widerschein der Peitschen, die von zwei Gnomen gehalten wurden.

Sie hockten auf Diablitas Schultern!

Zu beiden Seiten des Kopfes hatten sie gerade so viel Platz bekommen, um nicht herunterzurutschen, aber sie konnten zudem auch agieren und mit ihren Peitschen zuschlagen.

Das hatten sie getan, als ich zuschaute.

Meine Hand, die sich schon auf dem Weg zur Waffe befand, blieb auf halber Strecke stehen, denn Besancon war nicht mehr zu helfen.

Die Lichtpeitschen hatten ihn voll erwischt.

Wie auch bei mir gab es keine Hindernisse für sie. Nur trug der schwarze Ritter kein Kreuz und mußte deshalb sterben.

Rechts und links klatschten die Peitschen gegen seinen Kopf. Begleitet wurden die Schläge vom häßlich rauhen Lachen der zwei Trolle, die sich über einen Sieg freuten.

Wenn Kleidung schon nicht widerstand, die Haut tat es erst recht nicht. Sie riß ein.

Furchtbar schrie der Mann auf, taumelte zurück und drehte sich dann halb herum, so daß ich in sein Gesicht schauen konnte.

Der Anblick ließ mich zurückzucken.

Es war furchtbar. Die beiden Peitschen hatten ihn schlimm getroffen und Teile abgerissen. Ich sah das Blut, auch helle Knochen, dann sank der schwarze Ritter in die Knie, wobei die Rüstung scheppernde Geräusche von sich gab und noch einmal nachklang, als der Mann zur Seite kippte und liegenblieb.

Er war tot!
Mit diesen beiden Wunden konnte er einfach nicht mehr weiterleben. Unter und vor seinem Kopf breitete sich eine große Blutlache aus, die sich im porösen Untergrund verteilte.
Ich hatte meinen Schock überwunden, ließ die Hand nahe der Waffe und schob mich in den Eingang der Höhle, wo ich stehenblieb.
Die beiden Trolle auf den Schultern der schwarzhaarigen Frau wollten sich nicht mehr einkriegen. Sie hatten ihren Spaß, und ihr Gelächter hörte sich an wie Grüße aus der Hölle.
Widerlich schrill…
Sie hatten ihre häßlichen Köpfe gedreht. Die weißen Kugelaugen waren auf mich fixiert. Allerdings sah es nicht so aus, als wollten sie auf mich einschlagen. Womöglich dachten sie an das Schicksal ihres Artgenossen und hielten sich deshalb zurück.
Königin Diablita tat so, als hätte sie mich erst jetzt wahrgenommen. Erstaunen stahl sich in ihre Augen. »Oh«, sagte sie. »Der Sieger hat es tatsächlich geschafft?«
»Ja.«
»Das finde ich großartig. Wirklich großartig. Nicht jeder wäre so schnell erwacht.«
»Ich bin eben anders.«
Sie lachte, und es machte ihr nichts aus, daß ein Toter vor ihren Füßen lag. »Du bist wirklich anders.« Sie blieb bei dem vertrauten Tonfall. Mit der linken Hand gab sie den beiden Gnomen einen Wink. Die beiden ließen ihre Peitschen sinken.
»Und jetzt?« fragte ich sie. »Hast du für mich das gleiche Schicksal ausgesucht wie für den Verlierer?«
»Nein«, erwiderte sie mit leiser Stimme, wobei sie ihre Schultern bewegte und die Gnome zu Boden sprangen. »Für dich habe ich etwas ganz anderes.« Sie schaute den Trollen nach, wie diese sich auf ihren kurzen Beinen in den Hintergrund der Höhle verzogen. »Du hast den Kampf gewonnen. Sieger werden von mir immer mit offenen Armen empfangen…«
»Ich dachte eher an das Orakel.«
»Willst du es?«
»Ja.«
»Gut, der Sieger bekommt zwei Preise. Das Orakel und auch mich. Dafür ist das Lager wie geschaffen.«
Diesmal winkte ich ab. »Halten wir uns lieber an das Orakel!«
Diese Antwort hatte ihr nicht gefallen. »Du bist undankbar oder kein Mann. Ich kenne Ritter, die mehr als die Hälfte ihres Lebens dafür hergeben würden, wenn sie mit mir das Lager teilen dürften. Und du lehnst einfach so ab?«
»Ja«, wiederholte ich kalt. »Erstens schlafe ich nicht mit

Mörderinnen, und zweitens hänge ich zu sehr am Leben. Vielleicht ist das in meiner Zeit besser als in deiner.«

»Du Hundsfott!«

»Wo befindet sich das Orakel?«

Es sah so aus, als wollte sie mir an die Kehle springen oder zumindest ihren Gnomen entsprechende Befehle geben, aber sie hielt sich zurück und nickte.

»Ich werde es dir zeigen.«

Ohne dem toten Ritter auch nur einen Blick zuzuwerfen, schritt sie schräg auf eine Höhlenwand zu und blieb einen halben Schritt davon entfernt stehen. Ich folgte ihr langsamer. Noch immer hatte ich Mühe mit dem Gleichgewicht.

Mir fiel erst jetzt auf, daß die Wand in Diablitas Nähe anders aussah als die übrigen Seiten der Höhle. Sie wirkte künstlicher, wie von Menschenhand geschaffen, zumindest war an ihr manipuliert oder nachgearbeitet worden. Ihre Hände strichen behutsam und sehr leicht über eine bestimmte Stelle des Felsens, als suchte sie dort etwas.

Und sie fand es auch.

Es mußte ein Kontakt gewesen sein, den sie betätigt hatte. Ich erlebte das gleiche wie in manch alten ägyptischen Pyramiden oder in finsteren Schlössern.

Ein Geheimgang wurde frei.

Kratzend drehten sich die Steine innerhalb ihres Verbunds zur Seite. Sie schabten nicht allein über den Boden, auch innerhalb der dicken Felswände erklangen die Geräusche, und vor meinen Augen wurde allmählich eine düstere Höhle frei.

Ich stand in einer sicheren Entfernung hinter ihr und sprach sie an. »Gibt es kein Licht?«

»Nein.«

Mein Lachen klang spöttisch. »Dann kann ich meinen Preis wohl nicht zu Gesicht bekommen?«

»O doch, das kannst du.« Sie stieß einen Pfiff aus, der dünn durch die Grotte hallte.

Zuerst geschah nichts. Nur aus der Nebenhöhle fiel noch ein schwacher Lichtstreifen bis zu uns. Er veränderte sich. Die gelben Streifen waren wieder da und damit auch die Gnome.

Von ihnen und von Diablita unbeachtet, war es mir gelungen, das Kreuz hervorzuholen. Ich hielt es in der rechten Hand, und es verlieh mir die Sicherheit, die ich brauchte.

Es wurde spannend.

Die Gnome kümmerten sich nicht um mich. Sie huschten an uns vorbei und tauchten in die geheimnisvolle Öffnung ein, wo sie stehenblieben und ihre Peitschen schwangen.

Darin waren sie Meister ihres Fachs. Sie hatten ihre Arme erhoben

und drehten die Peitschen so, daß sie über ihren Köpfen gelbe Lichtkreise bildeten, die soviel Helligkeit abgaben, daß es mir gelang, diesen Preis voll und ganz zu erkennen.

Ich war größer als Diablita und schaute über ihre Schulter hinweg, wobei ich das Gefühl hatte, als würde ich von einem Schlag getroffen. Es war nicht der Würfel des Unheils, dafür ein anderer Gegenstand, den ich ebenfalls ziemlich gut kannte.

Haruns Statue!

***

Daß sich die Figur auch in der Vergangenheit befand und John Sinclair mit ihr konfrontiert wurde, wußten weder Suko noch Sir James.

Die beiden Männer suchten noch immer nach einer Spur des Geisterjägers.

Sie hatten noch einmal den Raum abgesucht und auch die Wände abgeklopft. Es waren bereits Fälle vorgekommen, wo Menschen kurzerhand im Mauerwerk oder im magisch aufgeladenen Beton verschwanden.

In diesem Keller nicht.

Der war von einer Ecke zur anderen dicht und völlig normal gebaut worden.

»Ausbruchsicher!« kommentierte Sir James und setzte sich.

»Ja, leider«, kommentierte Suko und nahm ebenfalls Platz.

»Es bleibt die Figur des Harun!« faßte Sir James zusammen.

Der Superintendent deutete mit der flachen Hand auf sie. »Daß diese Figur etwas Besonderes darstellt, wissen wir ja. Nur kennen wir den Trick nicht, den John wohl gekannt hat. Deshalb, Suko, werden Sie versuchen, ihn herauszubekommen. Ich leiste Ihnen dabei Gesellschaft und bleibe solange hier unten, bis Sie es geschafft haben oder sich anderweitig ein Erfolg abzeichnet.«

Der Inspektor lächelte. »Nichts gegen Ihr Vorhaben, Sir. Aber es kann länger dauern.«

»Ich weiß.«

Suko wäre lieber allein geblieben, als unter den forschenden Augen seines Chefs zu arbeiten. Aber er wußte auch, daß er Sir James nicht wegschicken konnte. Später wollte er so tun, als wäre er nicht vorhanden. Für ihn war die Figur wichtig.

Harun hatte man sie genannt. Der Name klang orientalisch. Ob sie tatsächlich aus dem Morgenland stammte, wollte der Inspektor dahingestellt sein lassen. Wichtig waren die Funktion und die Magie der Statue. Beides mußte Suko irgendwie in den Griff bekommen.

Durch Drehen des Kopfes ließ sich da schon etwas erreichen. Das hatte er selbst erlebt. Da mußte irgendein magischer Kontakt ausgelöst

werden, der das Phantom-Kommando herbeirief. Suko hoffte auch, sämtliche Mitglieder vernichtet zu haben. Möglicherweise war auch die Magie der Statue damit verloschen.

»Drehen Sie doch den Schädel!« verlangte Sir James. »Mehr als reinfallen können wir nicht!«

»Stimmt. Nur möchte ich Sie noch einmal darauf hinweisen, daß wir eventuell hier den Teufel mit dem Beelzebub austreiben.«

Der Superintendent winkte ab. »Auch das werde ich überstehen, Suko. Es kommt auf den Versuch an. Bitte.«

Und Suko packte zu. Behutsam, trotzdem fest, und er versuchte, den Kopf auf die andere Seite zu drehen. Bei einer Spielzeugpuppe klappte so etwas leicht, nicht aber bei der Statue.

Sie blieb starr.

Nach dem dritten Anlauf gab Suko auf. Er hob die Schultern.

»Sorry, Sir, die Magie scheint erloschen zu sein.«

»Ja, mit Johns Verschwinden.«

»Das wäre möglich«, gab der Chinese vorsichtig zu.

»Dann greifen Sie zur zweiten Chance.«

»Sie meinen den Würfel?«

»Ist er nicht manipulierbar? Ich habe ihn noch nie gehalten, aber Ihren Berichten nach zu urteilen, mußte er etwas Besonderes sein. Sie können damit Berge versetzen. Er steckt voller Magie. Bitte, Suko, tun Sie sich keinen Zwang an.«

»Ich weiß nicht so recht, Sir…«

Der Superintendent erhob sich. Zuerst achtete Suko nicht darauf.

Erst als sein Chef neben ihm stand, drehte er den Kopf und schaute in das entschlossene Gesicht. Da wußte er plötzlich Bescheid.

»Sir, Sie wollen doch nicht…«

»Ich will, Suko. John Sinclairs Schicksal ist mir ebensowenig gleichgültig wie Ihnen, aus diesem Grunde muß ich einfach jede Möglichkeit ausnutzen. Verstehen Sie?«

»Natürlich. Es wird auch keinen Sinn haben, Sie auf die Gefahren hinzuweisen, die der Würfel in sich birgt…«

Der Superintendent nahm den Würfel an sich. »Für uns, Suko, soll der Quader seine gegenteiligen Kräfte ausspielen!« erklärte Sir James. »Er soll uns eine Spur zu John Sinclair zeigen. Ist das klar?«

»Sicher!«

»Was genau muß ich tun?«

Suko erklärte es ihm. »Der Würfel besitzt eine magische Energie. Die müssen Sie aktivieren oder locken. Das heißt, dieser Quader soll sich Ihnen unterordnen.«

»Wird er das?«

»Wahrscheinlich ja, weil er sich jedem anpaßt, der ihn besitzt. Deshalb kann man ihn auch zum Guten wie auch zum Bösen

verwenden. Konzentrieren Sie sich nur auf John. Lassen Sie Ihre Kraft auf den Würfel überströmen, damit sich zwei vereinigen und er Ihnen ein Bild zeigt.«

»Das werde ich.«

Suko traute dem Braten nicht. Aber er konnte Sir James diesen Wunsch nicht verwehren.

Die Tischbreite trennte beide Männer. Der Superintendent machte einen sehr konzentrierten Eindruck. Er hielt den Quader zwischen den Händen, hielt die Arme nach unten gestreckt, aber die Hände berührten nicht mehr die Tischplatte. Sie schwebten eine Fingerbreite darüber.

»Ich werde etwas anderes versuchen«, sagte der Superintendent mit tonloser Stimme. »Irgendwie will ich es nicht glauben, daß die Magie der Statue völlig erloschen sein soll. Deshalb möchte ich versuchen, zwischen dem Würfel und ihr eine Brücke zu bauen.«

»Es wäre gut, wenn Sie es schaffen, Sir.«

»Ich muß es.«

Sir James versuchte es. Suko beobachtete ihn, den Würfel und Haruns Statue.

Die starke Konzentration ging auch an Sir James nicht spurlos vorüber. Auf seiner Stirn zeigte sich Schweiß. Er atmete auch heftiger. Die Tür zum Nebenraum war geschlossen worden, nur die lauten Atemgeräusche des Superintendenten waren zu vernehmen.

Suko ließ seinen Blick über den Würfel schweifen. In dessen Innern befanden sich fingerdicke, kurze Schlieren von einer länglich ovalen Form. Suko und John Sinclair sahen sie als Energieträger oder magische Katalysatoren an, die die Vorgänge beschleunigten.

Wurde der Würfel nicht beansprucht, befanden sich die Schlieren in einer Ruhestellung. Aktivierte man ihn jedoch, gerieten auch sie in Bewegung und peitschten sich durch die Zuckungen ihrer Enden voran.

Das geschah!

Auch Sir James fiel es auf. »Suko, ich habe Kontakt!« meldete er.

»Es ist unfaßbar…«

»Was spüren Sie, Sir?«

»Nichts Konkretes, aber da ist etwas anderes, etwas Fremdes. Leider ist es zu weit entfernt…«

»Über Zeiten hinweg?«

»So ungefähr. Ich kann es nicht trennen, ob es Zeiten oder Dimensionen sind. Das ist alles nicht einfach…«

»Und die Statue?«

»Ich versuche jetzt, mich auch auf sie zu konzentrieren!« flüsterte Sir James. »Tun Sie mir einen Gefallen und behalten Sie das Ding bitte im Auge.«

»Das werde ich.«

Suko wußte selbst, wie schwer es war, sich auf zwei Sachen gleichzeitig zu konzentrieren, wobei der Würfel eigentlich an erster Stelle stehen mußte, weil er die Verbindung schuf.

Sir James' Gesicht zeigte die Spuren der Anstrengung. Falten hatten sich wie Furchen in seine Haut gegraben. Die Schlieren innerhalb des Würfels bewegten sich rascher. Für Suko ein Zeichen, daß sich Sir James allmählich dem Ziel näherte.

Aber es zeichnete sich kein Bild ab.

»Sehen Sie etwas, Sir?«

Der Superintendent verzog die Lippen. »Nein, nein, noch nicht. Ich sehe verdammt noch mal nichts.«

»Wenn Sie den richtigen Kontakt haben, müssen Sie etwas erkennen können, denn es zeigt sich dort ein Bild.«

»Es bleibt alles diffus, nur die Schlieren…«

»Da, Sir, die Statue! Lassen Sie nicht locker!« Suko sprach schnell.

Auch er stand unter Dampf. Es kam selten vor, in diesem Fall hielt er sich auch nicht zurück.

Die silberne Figur Haruns leuchtete auf. Sie erinnerte plötzlich an dickes Glas, denn Suko gelang es, durch die Außenhaut zu schauen.

Er sah nicht viel, aber tief aus dem Innern der kleinen Figur strömte ein gelbes Licht hervor.

Der magische Wirbel blieb. Kreise bildeten sich, die Statue strahlte noch heller, blendete beide Männer, und im nächsten Augenblick hörten sie ein Zisehen, als würde irgendwo Gas ausströmen.

Dann war alles vorbei!

Sir James sank nach vorn. Er ließ den Würfel los und stützte sich schwer auf die Tischplatte. Sein Mund stand offen, die Augen zeigten einen gewissen Unwillen und auch Erschöpfung. Suko wollte seinen Chef abstützen, der schüttelte den Kopf. »Nein, es geht schon, lassen Sie mal.« Schwer ließ er sich auf einen Stuhl fallen, brauchte einige Sekunden, um sich zu erholen, nahm dabei seine Brille ab und tupfte mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn.

Als er die Brille wieder aufsetzte, sahen seine Pupillen unnatürlich groß aus. »Ich habe nichts erreicht«, sagte er zu Suko. »Verdammt, ich habe versagt.«

Der Inspektor schüttelte den Kopf. »Das dürfen Sie nicht sagen, Sir. Sie hatten Kontakt.«

»Klar, nur nicht mit John.«

»Aber mit anderen?«

Er nickte.

»Und wem?«

»Ich kann es Ihnen nicht sagen. Da war plötzlich eine Mauer und dieser verdammte Lichtstrahl, der alles andere überdeckte. Ich konnte

nichts sehen, ich reagierte nicht, ich war einfach fertig mit den Nerven, wenn Sie verstehen.«

»Auch das, Sir. Ich erlebte das gleiche.«

»Gut, und was kann es gewesen sein?«

»Ganz sicher bin ich mir nicht«, sagte Suko. »Aber es könnte sein, daß wir es hier mit einem Besuch aus einer anderen Zeit oder Dimension zu tun bekommen haben.«

»Und wo versteckt sich dieser Besuch?«

Suko wollte schon sein Nichtwissen erklären, als beide Männer von einem wilden Schrei elektrisiert wurden.

»Das war draußen, Sir!« Mit einem Satz war Suko an der schweren Tür. Er befand sich noch im Sprung, als er bereits auf die Klinke hämmerte, die Tür aufriß und entsetzt zurückprallte, als jemand über ihn stolperte, der im Vorraum gewartet hatte.

Es war der Aufpasser, und er sah furchtbar aus. Sein Gesicht war eine einzige blutige Masse…

***

Selbst Suko fuhr entsetzt zurück, nur schaffte er es nicht mehr ganz, denn die zupackenden Hände des anderen waren schneller und krallten sich an seinen Schultern fest, so daß der andere an ihm hängenblieb wie eine Klette.

Suko ging zwei Schritte zurück, der andere folgte, und so konnte der Inspektor aus der Nähe erkennen, wie die Augen des Mannes brachen. Die sich versteifenden Hände klammerten sich an dem Chinesen fest, der stehengeblieben war.

Das knallige Licht der Leuchtstoffröhre verlieh dieser grauenhaften Szene einen unheimlichen Horror, der gerade wegen der kargen Wände sehr realistisch war.

Auch Suko fing sich. Er schlug die Arme hoch und sprengte den Griff mit einem Ruck.

Der Tote kippte nach vorn. Suko hatte die Arme ausgebreitet und fing ihn auf.

Schräg blieb er liegen.

Aus den Kopfwunden quoll noch immer Blut. Es tropfte zu Boden.

Neben dem Tisch ließ Suko die Leiche zu Boden gleiten. Er kam wieder hoch und schaute Sir James an, der auf die offenstehende Tür starrte und dabei von Sekunde zu Sekunde grauer im Gesicht wurde. Es war selten, daß ein Mensch wie Sir James den Horror direkt mitbekam. Verständlich, er gehörte ja auch zu den Menschen im Hintergrund, die organisierten und leiteten.

Dann aber bekam er es knüppeldick, so wie jetzt!

»Sir!«

Suko mußte ihn zweimal ansprechen, um überhaupt eine Reaktion zu

erhalten. Es sah mühsam aus, wie der Superintendent den Kopf drehte und so tat, als wäre der Inspektor ein völlig Fremder für ihn. Zweimal nickte er, bevor sein erster Kommentar über die Lippen floß. »Ich bin es gewesen. Ich habe das Unheil hervorgelockt…«

»Nein, Sir, es wäre auch so…«

»Reden Sie nicht, Suko. Ich habe das Unheil gelockt. Es muß da etwas Schreckliches im Nebenraum geben.« Er streckte seinen Arm aus, und Suko bekam mit, wie sehr seine Hand zitterte. »Dort befindet sich etwas Furchtbares…«

»Ich sehe nach!«

»Bleiben Sie…«

»Nein, Sir, ich muß hingehen!«

Waffenlos wollte der Inspektor nicht erscheinen. Er holte seine Beretta hervor, auch die Dämonenpeitsche und schlug mit ihr einmal einen Kreis über den Boden.

Drei Riemen rutschten hervor.

Sie waren aus der Haut eines Dämons geflochten und besaßen eine nahezu mörderische Kraft, wenn Suko sie einsetzte. Damit hatte er schon zahlreiche Gegner zerstört, und so hoffte er, auch diesmal zum Erfolg zu kommen.

Vorsichtig ging er auf die Tür zu. Nur nichts überstürzen, obwohl er sich unter einem Druck befand. Über seine Lippen lief ein Zucken, hart sprangen die Wangenknochen hervor, und im Türeck blieb der Chinese stehen, um einen ersten Blick in den Nebenraum zu werfen, wo das Unheil lauern mußte.

Zunächst sah er nichts. Nur die gelben Streifen, die blaß über den Boden huschten. Die waren vorhin noch nicht vorhanden gewesen.

Demnach mußten sie etwas mit dem Tod des Mannes zu tun haben.

Suko war gewarnt.

Er blieb stehen und schob den Kopf vor, um einen ersten Blick nach rechts und einen zweiten nach links zu werfen, wo er einen besonders guten Überblick bekam.

Da sah er sie.

Der eine saß in der rechten Ecke, der andere in der linken. Noch nie zuvor hatte Suko diese Wesen zu Gesicht bekommen. Sie sahen aus wie böse, haßerfüllte Trolle oder Gnome, und sie hielten in ihren Händen kurze Peitschenstiele mit langen, hellen Lichtlanzen daran.

Magische Waffen, die, wenn sie trafen, Leben zerstören konnten.

Und sicherlich auch eines zerstört hatten, wie Suko sehr stark annahm. Das kalte Licht der Leuchtstoffröhren störte den Chinesen.

Er hätte es lieber dunkel gehabt, da Wären die Peitschen besser zu sehen gewesen. So aber hoben sie sich nur sehr schwach vom Boden ab.

Und sie bewegten sich in dem Augenblick, als die beiden Gnome ihre

Mäuler aufrissen, so daß von ihren Gesichtern fast nichts mehr zu sehen war.
Lautlos und blitzschnell ringelten sie von zwei verschiedenen Seiten her auf den Inspektor zu…

***

Haruns Statue!
Das also war das Orakel, das ich als einen der beiden Preise gewonnen hatte.
Ich schaute die Figur an, nahm jedes Detail auf, kramte in meiner Erinnerung und stellte fest, daß sie die langen Jahrhunderte gut überstanden hatte und auch in der Zukunft nicht verändert worden war.
»Nun?« fragte mich die Königin leise.
Ich gab ihr zunächst keine Antwort und mußte mich erst einmal freiräuspern. »Sehr außergewöhnlich«, erwiderte ich. »Ein Kompliment, meine Teure, damit hätte ich nicht gerechnet.«
Diablita kam näher. Ich hörte sie nur, denn ich schaute auf die beiden Gnome, die ihre Peitschen über der Statue kreisen ließen und somit für die nötige Beleuchtung sorgten.
Ich hatte das Kreuz wieder verschwinden lassen, weil Diablita nicht sehen sollte, mit welchen Waffen ich zusätzlich noch ausgerüstet war. Wenn sie auf der Seite des Teufels stand, würde sie über mich sofort Bescheid wissen. Und das brauchte sie nicht.
»Gefällt sie dir?« fragte sie.
»Ja. Ich kenne sie.« Bei der Antwort hatte ich nach rechts geschaut, ihr im Schein der Peitschen fahl leuchtendes Gesicht gesehen, das jetzt wieder verschwand, weil sie einen Schritt zurückgetreten war. »Du… du kennst sie, Fremder?«
»Natürlich.«
»Das ist unmöglich. Woher solltest du sie…?«
Ich winkte ab. »Harun hat die langen Zeiten überdauert. Er ist von einem Suchenden gerufen worden, der ihn mit in meine Heimat brachte. Durch die Statue erst bin ich in deine Zeit gelangt, Königin. Verstehst du nun?«
Sie schaute mich fast entsetzt an. Damit hatte sie nicht gerechnet, obwohl sie mich, den Mann aus der Zukunft, quasi erwartet hatte.
Auch wenn ich ihr nicht als so starker Kämpfer angekündigt worden war.
»Was hast du?«
Abwehrend streckte sie mir die Hand entgegen. »Ich spüre es, ich spüre es genau. Du bist ein seltsamer Mensch. Du bist einer, der mehr ist als alle anderen, die ich bisher kennengelernt habe. Du bist ein Mann aus einer fernen Zeit, aber du weißt viel über uns und die

Vergangenheit. Du kannst mir Furcht einflößen…«

»Nein! Ich habe nur gewonnen.«

Sie nickte. »Auch dafür habe ich jetzt eine Erklärung. Du besitzt eine Waffe, gegen die wir nicht ankommen…«

»Möglich. Aber wo ist sie jetzt. Man hat sie mir genommen. Sei gewiß, Diablita, diese Waffe ist gefährlich. Sie darf eigentlich nicht in die Hände eines anderen gelangen…«

»Ein besonderer Mann hat sie an sich genommen.«

Ich kapierte schnell. »Etwa Hector de Valois?«

»Ja, er nahm sie an sich!«

»Ich will sie zurückhaben. Sie ist nicht für jeden gedacht. Das solltest du wissen.«

»Nein! Er ist ein besonderer Mensch, fast wie du. Auch noch ein Rätsel, denn ihr beide seid es, über die ich keine Macht bekommen kann. Hector de Valois ist ein Wissender. Ein Magister, ein Magier, ein Alchimist und ein Sterndeuter. Er kennt die Gesetze, er hat sie erforscht und steht in Verbindung mit einem ganz Großen. Nostradamus…« Mehr sagte sie nicht. Plötzlich schüttelte sie den Kopf, als wäre sie aus einem langen Schlaf erwacht, der ihr einen schlimmen Traum gebracht hatte. Sie konzentrierte sich wieder auf das Orakel.

»Wirst du diesen Preis annehmen?« fragte sie.

»Ich weiß es noch nicht genau.«

Sie ballte eine Hand zur Faust. »Du lehnst auch ihn ab?«

»Das habe ich nicht gesagt, aber ich möchte wissen, was es mit ihm auf sich hat.«

»Du kennst es doch. Du hast mir berichtet, daß du es in deiner Zeit ausprobiert hast.«

»Ausprobiert?« Ich lachte auf. »Was ist das für ein Wort? Ja, ich habe es getestet.«

»Und?«

»Kennst du die Wesen, die auf fliegenden Teppichen oder Brettern sitzen, mit Bögen und feurigen Pfeilen bewaffnet sind, so daß sie aus der Luft angreifen können?«

Ihre Augen begannen zu leuchten. »Ja!« rief sie. »Ich kenne sie. Auch du hast sie gesehen.«

»Wo? Hier?«

»Natürlich.« Sie lachte mich an oder aus, da war ich mir nicht so sicher. »Ja, du kennst sie. Du hast sie gesehen. Nur merke ich, daß dir noch einiges an Wissen fehlt.«

»Das gebe ich gern zu. Deshalb kannst du mich aufklären.«

»Vielleicht. Jedenfalls verspreche ich dir einen außergewöhnlichen Fortgang der Nacht. Du befindest dich in meinem Reich. Ich bin die Herrscherin über ein Volk, das sich aus Gnomen und Trollen

zusammensetzt. Die Königin der Berge, der Tiefe, der Schluchten und…« Diablita sprach nicht mehr weiter, weil sie etwas gesehen hatte, das meinen Augen verborgen geblieben war.

Jetzt drehte auch ich den Kopf.

Mein Blick fiel auf die Figur!

Sie war zwar vorhanden, aber gleichzeitig veränderte sie sich, denn sie wurde durchsichtig. Zwar schmolz ihre äußere Hülle nicht, sie ging aber über in einen gläsernen Zustand, und daran trug ich nicht die Schuld.

Diablita ebenfalls nicht, denn sie zeigte sich erregt. »Es ist jemand da, der sie verändert!« schrie sie. »Ich weiß es nicht, aber in der Zukunft müssen sie sein. Die Gnome, sie…«

Das Schreien der beiden Trolle hörte sich schrill und quietschend an. Sie schwangen zwar noch ihre Peitschen, aber sie kamen gegen die andere Kraft aus der Statue nicht an und mußten ihr Tribut zollen. Über der Figur entstand ein Wirbel, dem die beiden Gnome nicht entfliehen konnten.

Die Gewalt zog sie an sich und hinein.

Wir hörten sie laut schreien, immer lauter, dann leiser werdend, weil die andere magische Kraft sie nicht losließ. Und Harun saugte sie auf.

Plötzlich war weder von den beiden noch von ihren Fetischen etwas zu sehen. Dunkelheit fiel in die Höhle zurück, und nur der Fackelschein hinter uns gab etwas Licht.

Diablita stöhnte auf. »Das hätte nicht sein dürfen. Nein, das hätte nicht sein dürfen.«

»Was nicht?«

»Das Grauen, die Zukunft. Wer hat dort gelauert?« Sie sprang mich an, ich spürte ihre Hände und die dünnen Finger, die Krallen durch den Stoff meiner Kleidung drangen. Diablita öffnete den Mund, ich konnte erkennen, daß sie eine bläulich schimmernde Zunge besaß. Und ich war plötzlich nicht mehr sicher, einen normalen Menschen vor mir zu sehen.

Ich berührte ihr Gesicht, die Haut fühlte sich wie Pudding an.

Diablita zuckte zurück, duckte sich dabei und lief einige Schritte tiefer in die Höhle. Dort blieb sie stehen und wandte sich von mir ab, während sie mit allen zehn Fingern durch ihr Gesicht fuhr. Den Grund dafür kannte ich nicht.

Ich holte erst einmal Luft. Es war nichts Schlimmes passiert, aber die seltsame Wandlung der Statue gab auch mir ein Rätsel auf. Diablita hatte etwas von der Zukunft gesagt. Sollte jemand eingegriffen haben? Wer kam dafür in Frage?

Lange brauchte ich nicht nachzudenken, denn es mußte Suko gewesen sein, der mein Verschwinden natürlich bemerkt hatte. Ein Lächeln stahl sich auf mein Gesicht. Es tat gut, als Gefangener der

Vergangenheit Freunde in der Zukunft zu wissen. In einer Zukunft, die für mich eigentlich die Gegenwart sein mußte.

Diablita hatte sich wieder erholt. Sie kam aber nicht näher. Leicht gebückt stand sie da, umspielt von Schatten und gleichzeitigem Widerschein des Feuers. Hätte sie einen Buckel gehabt und einen Raben auf der Schulter, die Ähnlichkeit mit einer alten Märchenhexe wäre frappierend gewesen.

In den nächsten Sekunden zeigte sie ihr wahres Gesicht. Bisher hatte sie es hinter einer Maske versteckt gehabt. Ihre Mimik erinnerte mich an die verzerrte Grimasse eines nur unfertig geschminkten und weinenden Clowns. Hart und zischelnd drangen die Worte über ihre Lippen. »Du hast den schwarzen Ritter besiegt, aber du hast auch vieles zerstört, Fremder. Der Zauber, der mein Reich umhüllte, ist nicht mehr. Das Orakel hat seine große Kraft verloren, und deshalb wirst du büßen. Du allein trägst die Verantwortung. Du allein…«

Die letzten Worte hallten mir entgegen. Bevor ich noch eingreifen konnte, zog sie sich zurück.

Das geschah auf eine dämonisch schaurige und gleichzeitig unwirkliche Art und Weise.

Als wäre sie in einen gewaltigen Sog geraten, wurden ihr zuerst die Beine weggerissen. Sie bekam eine waagerechte Lage und fuhr wie eine Furie in die Dunkelheit dieses unterirdischen Labyrinths.

Mich ließ sie allein.

Wer Diablita genau war, wußte ich nicht. Mir war auch nicht bekannt, welche Kräfte sie leiteten, aber für mich war sie kein normaler Mensch. Sie hatte es verstanden, sich ein Königreich aufzubauen.

Sie herrschte über das Volk im Berg, die Trolle, die gefährlichen Gnome. Nur würde mich noch interessieren, was die kleinen Monstren mit den Wesen zu tun hatten, die in London aus dem dunklen Himmel ihren Angriff gestartet hatten.

Ich wollte sie locken.

Dabei riskierte ich es, so weit vorzugehen, daß mich der Feuerschein erreichte. Wer mich sehen wollte, der konnte es. Vielleicht auch Diablita.

Ich rief in die unheimliche Düsternis hinein. »Wenn du mich hörst, Königin, gib Antwort!«

Zuerst geschah nichts. Bis auf ein fernes Rauschen, das mich an einen starken Wasserfluß erinnerte, blieb alles still. Noch einmal wiederholte ich den Satz und fügte noch etwas hinzu. »Zeig dich endlich! Wenn du mich als deinen Feind ansiehst, solltest du dich mir stellen und dich nicht zurückziehen…«

»Ich bin noch da!« Als böses, unheimlich klingendes Raunen rollte die Antwort durch die unheimliche Höhlenwelt, bevor sie verklang.

»Dann antworte mir auf meine Fragen!«
»Was willst du vor deinem Ende noch wissen?«
Einige Worte an diesem Satz klammerte ich kurzerhand aus. »Die Verbindung zwischen dem Phantom-Kommando und deinen Trollen.«
Ihr scharfes Lachen hätte man auch mit dem Trompetenklang von Jericho vergleichen können. So intensiv und laut hallte es durch die unterirdischen Höhlen.
»Finde es selbst heraus. Das Orakel wird es dir beweisen. Nur das Orakel…«
Die Stimme verklang. Ich war nicht schlauer geworden als zuvor.
Etwas verloren stand ich in der vom zuckenden Fackelschein erfüllten Höhle und schaute mich um.
Das Orakel würde es mir verraten.
Aber wie?
Ich ging wieder zurück und holte die Figur. Sie war so schwer wie in der Gegenwart. Nichts hatte sich daran verändert. Auch ihre gläsern wirkende Durchsichtigkeit war verblaßt. Jetzt besaß sie wieder ein völlig massives Aussehen.
Wie konnte man diese Figur noch manipulieren? Der Kopf war wieder in seine alte Lage zurückgedrückt worden. Mir fiel ein gewisser Hector de Valois ein. Er besaß meinen Bumerang, und er würde mir sicherlich noch einiges sagen können, was die Statue anging. Zuerst aber mußte ich ihn finden. Ob er sich noch in dem Berg aufhielt, war fraglich. Zudem wußte ich nicht genau, wie er zu dieser Diablita stand. Ob er nun voll auf ihrer Seite war oder eine andere Rolle spielte.
Aus meiner Zeit wußte ich nur soviel, daß er ein brisantes Testament hinterlassen hatte, das uns leider nicht in die Hände gefallen war. Wenn ich schon einmal in der Vergangenheit steckte, mußte es mir einfach gelingen, ihn persönlich zu treffen und Auskünfte darüber zu erhalten, mit welch einem Wissen er ausgestattet war.
Denn Hector de Valois sollte mehr über die Templer und den Dunklen Gral wissen.
Nicht allein das.
Er *war* ein Templer!
Ich ballte die Hand. Freiwillig würde er sich bestimmt nicht zeigen. Mir blieb nichts anderes übrig, als ihn zu suchen. Und das mit dieser schweren Figur als Ballast. Da konnte das Suchen nach einem Ausgang zu einer regelrechten Qual werden.
Der Weg zu meinem Lager, auf dem ich erwacht war, ließ sich einfach finden. Danach wurde es schwieriger. Trotz allem klemmte ich mir die Statue unter den Arm. Dann holte ich mir eine Fackel und machte mich mutterseelenallein auf die Suche nach dem Ausgang.
Der Berg schwieg.

Das unheimliche Labyrinth kam mir vor wie ein stiller, schweigsamer Kerker, der für die Ewigkeit gebaut worden war. Meine Laufgeräusche wurden geschluckt. Zudem war es warm. Die Temperatur nahm zu, je tiefer ich in den Berg hineinschritt. Und bald machten sich Konditionsmängel bemerkbar. Die Figur wurde immer schwerer. Hinzu kamen die »Niederlagen«. Sackgassen, die mich zum Umkehren zwangen.

Als ich wieder einmal in eine unterirdische Sackgasse geriet, war ich es leid. Ich setzte die Figur ab und nahm neben ihr Platz. Nur die Fackel hielt ich noch hoch. Ihr schwacher Schein berührte die Decke, wo zahlreiche Fledermäuse hockten, die sich gestört fühlten und plötzlich losstoben.

Nicht nur nach vorn, auch nach unten jagten sie, und da ausgerechnet hockte ich.

Urplötzlich waren sie über mir. Ein gewaltiger Schwarm von Fledermäusen, der mich regelrecht einkesselte. Ich hörte das Flattern der Flügel und schlug mit der Fackel in den Schwarm hinein, wobei ich einige von ihnen erwischte, so daß sie verschmorten und als Aschereste zu Boden fielen.

Die anderen verschwanden.

Ich konnte wieder Luft holen. Fledermäuse sind harmlos. Ich hatte mir leider den falschen Rastplatz ausgesucht.

Trotzdem blieb ich sitzen. Die Decke war frei, zurück würden sie kaum kommen, so daß mir die Gelegenheit blieb, mich noch einmal mit der Figur zu beschäftigen.

Ich dachte noch einmal von Beginn an. Durch sie war ich in die Vergangenheit gerutscht, ohne allerdings die Figur mitzunehmen.

Sie existierte noch in der Gegenwart, die für mich jetzt Zukunft war.

Aber auch in der Vergangenheit war sie vorhanden.

Im ersten Augenblick sah es so aus, als wäre sie zweimal vorhanden. Ein Irrtum, denn ich war auf sie getroffen, konnte sie aber in der Vergangenheit nicht mehr zerstören, denn sonst wäre sie in der Zukunft nicht mehr vorhanden gewesen.

Eigentlich ganz einfach.

Weil dem so war, wollte ich es auch mit meinem Kreuz probieren.

Vielleicht konnte dessen Magie es schaffen, Harun zum »Reden« zu bringen.

Das Kreuz mußte ran.

Ich holte es hervor und ließ es auf meiner offenen Handfläche liegen. Es hatte mir den Weg in die Vergangenheit geöffnet.

Was würde es jetzt erreichen?

Ich führte es behutsam an die Figur heran. Als ich nur noch eine Fingerbreite entfernt war, stellte ich fest, daß meine Hände zitterten.

Die Spannung ging auch an mir nicht vorbei. Meine Fackel hatte ich

in einen Bodenspalt geklemmt. Ihr Licht umschmeichelte die Figur.

Deutlich sah ich ihr Gesicht. Licht und Schatten tanzten auf ihren Zügen, so daß ich das Gefühl hatte, sie würde zu einem Leben erwachen. Und irgendwie stimmte das auch, denn ich vernahm eine leise Stimme, wie aus einer unbeschreiblichen Ferne.

»Man kann den Körper töten, die Seele aber lebt weiter…«

Diese Worte hatte kein Mensch gesprochen, sondern die Statue!

***

Suko wußte genau, daß für ihn Lebensgefahr bestand, wenn er sich auch nur eine halbe Sekunde zu lange auf dem Fleck aufhielt. Dann würden die Peitschen ihn so erwischen, wie sie es bei dem armen Polizisten geschafft hatten. Und das wollte Suko auf keinen Fall riskieren.

Deshalb sprang er über die blassen Streifen hinweg, gelangte in die Mitte des Raumes und war kaum dort mit beiden Füßen zuerst aufgekommen, als er herumwirbelte, um die gefährlichen Gnome vor die Mündung zu bekommen.

Sie standen strategisch günstig und an zwei verschiedenen und sich diagonal gegenüberliegenden Stellen des Zimmers.

Suko schoß in die Ecke, die ihm am nächsten lag. Die Betonwände schluckten den Abschußknall der Waffe. Niemand draußen würde den Schuß hören, und kein anderer außer Suko sah auch zu, was mit dem Gnom geschah, als ihn die Kugel fast auf den Boden nagelte.

Es zerriß ihn.

Dieser Gnom war einfach zu klein, um einem geweihten Silbergeschoß widerstehen zu können. Auf dem Rücken lag er, ohne sich zu rühren, aber seine helle Peitsche war von einer weißmagischen Wucht voll getroffen worden und zog sich rasend schnell zusammen. Innerhalb einer Sekunde war sie verschwunden, zumindest teilweise, und der noch verbliebene Rest jagte durch den Peitschenstiel in den Körper des Gnoms.

Ein kurzer Lichtblitz entstand, dann war von dem Kleinen, bis auf ein paar Knochen, nichts mehr übriggeblieben.

Das hatte Suko nur am Rande wahrgenommen, denn noch befand sich der zweite in der Nähe. Und er gab Geräusche von sich, als würde eine Ratte durch den Raum huschen.

Suko hatte die Beretta verschwinden lassen. Er wollte den zweiten Gegner mit seiner Peitsche erwischen und mußte mitansehen, wie das gefährliche Lichtband auf ihn zuraste.

Blitzschnell trat der Chinese gegen einen Stuhl und schleuderte ihm das Lichtband entgegen.

Ein kurzes Blitzen, die Flamme entstand wie aus dem Nichts und züngelte im nächsten Moment an dem Stuhl in die Höhe. Sie hatte ihn

gedankenschnell in Brand gesetzt.
Über das brennende Möbel hinweg huschte der kreischende Troll, hatte ausgeholt, um seinen Gegner zu erwischen, der aber war aufs Ganze gegangen und schneller gewesen.
Die drei Riemen befanden sich bereits auf dem Weg. Suko stand da mit vorgestrecktem Bein, hatte sich gebückt und schaute seinen drei Riemen zu, wie sie sich gedankenschnell um den Körper des Gnoms wickelten, wobei sie sogar noch seine Arme fesselten.
Der Kleine schrie.
Suko wirbelte ihn hoch, als hätte er einen Fisch an der Angel. Er schleuderte ihn aus dem Qualm des brennenden Stuhls heraus und sah, daß der Zwerg selbst eine Rauchwolke hinter sich herzog, bevor Suko ihn auf den Boden hämmerte und die kleine Gestalt tatsächlich in drei Teile zerfiel. Ein Teil hielt noch die helle Peitsche fest, und deren Lichtlanze raste zurück in die Hand.
Der Gnom verging.
Knochen blieben zurück. Ein kleines Skelett, das vom Rauch des brennenden Stuhls umweht wurde.
Zum Glück war die Hitze nicht so groß, als daß sie Alarm ausgelöst hätte. Mit beiden Füßen zertrat Suko die Reste. Funken sprühten auf, aber es züngelten keine Flammen mehr in die Höhe.
Viel weiter war er nicht gekommen. Er hätte sich liebend gern mit den Gnomen unterhalten, aber das war wohl nicht mehr möglich gewesen, und so mußte er weiterhin davon ausgehen, daß Sir James und er Besuch aus der Vergangenheit oder einer anderen Dimension bekommen hatten.
Der Superintendent stand in der offenen Tür. Er nickte seinem Mitarbeiter zu. »Das haben Sie ausgezeichnet gemacht, Suko.«
Der Inspektor hob die Schultern. »Anders herum wäre es mir lieber gewesen.«
»Wie meinen Sie das?«
Suko schritt auf Sir James zu, der ihm Platz schuf. »Nun ja. Wenn es möglich gewesen wäre, hätte ich gern mit ihnen geredet.«
»Um etwas über John Sinclairs Verbleib zu erfahren.«
»Zum Beispiel.«
»Somit stehen wir da, wo wir angefangen haben«, erklärte Sir James. »Das heißt, etwas schlauer sind wir schon geworden. Der Würfel und die Figur müssen ein Zeittor geöffnet haben. Wenn diese Gnome durchgekommen sind, weshalb sollte es John nicht schaffen?«
Der Chinese nickte. »Das genau habe ich auch soeben gedacht, Sir. Nur kenne ich den Weg nicht.«
»Wir müssen eben nachdenken.«
»Klar.« Sukos Blick wechselte zwischen dem Würfel und der Statue. Von beiden konnte er keine Antwort erwarten, weil es einfach nur

stumme Zeugen waren.

»Was sagten Sie, Suko?«

Überrascht schaute der Inspektor auf. Erst dann blickte er seinen Chef an. »Ich sagte nichts, Sir.«

»Doch oder nein?« Sir James schüttelte den Kopf. »Jedenfalls hat da jemand gesprochen.«

»Aber nicht ich.«

»Wer dann?«

»Sie haben sich nicht getäuscht?«

Der Superintendent schüttelte den Kopf. »Was ich gehört habe, das habe ich gehört. Keine Täuschung.«

Die beiden Männer hatten den gleichen Gedanken, das war ihren Gesichtern abzulesen. Selbst Sir James, der alte Praktiker, bekam eine Gänsehaut, als er den nächsten Satz flüsterte.

»Wenn keiner von uns gesprochen hat, muß es *sie* gewesen sein!«

Er streckte den Arm aus und deutete auf die Figur.

Ohne ein Wort zu sagen, stimmte ihm Suko zu. Er saß näher an der Figur und drehte sie herum, so daß jetzt beide in Haruns Gesicht schauen konnten.

Und sie sahen, wie sich der Mund bewegte.

Worte und Sätze drangen wie ein Hauch über die Lippen. Sehr leise gesprochen, als lägen zwischen ihnen und der redenden Statue Tausende von Meilen.

Und was sie hörten, trieb ihnen ein Schauer nach dem anderen über den Rücken…

***

Auch mich hatten die Worte verblüfft und sogar leicht geschockt.

Man kann den Körper töten, die Seele aber lebt weiter. Was hatte die Figur mit dieser Aussage gemeint?

Sollte ich sie fragen?

Ich sagte noch nichts. Statt dessen umfaßte ich sie mit beiden Händen und schaffte sie näher an die Fackel heran, damit ich alles noch deutlicher erkennen konnte.

Ich schaute in ein lebendiges Gesicht. Es zeigte sich mir mit einem offenen Mund, mit ebenfalls weit geöffneten Augen, wobei ich das Gefühl nicht loswurde, daß diese Figur von irgendeinem Zwang getrieben wurde und reden wollte.

»Wer bist du?« fragte ich und brachte mein Gesicht näher an Haruns heran. Ich spürte dabei den Fackelschein, der glutartig über meine rechte Wange streifte, nahm den Kopf etwas zurück und drückte auch die Fackel der Mauer entgegen, so daß ich nicht geblendet und auch nicht von der Hitze getroffen wurde. So ließ es sich aushalten.

Harun wollte etwas sagen, obwohl es ihm schwerfiel. In seinem

»Gesicht« zuckte es. Er kam mir vor wie ein Mensch, der lange Anlauf nimmt, weil sein Problem zu schwerwiegend ist.

»Sprich!« forderte ich ihn auf und wunderte mich nicht einmal darüber, daß er meine Sprache verstand. So etwas war ich inzwischen gewohnt. »Du kannst mir vertrauen.«

Er schaute mich an. Ich las in seinem Gesicht eine Frage, als wollte er sich erkundigen, ob er das wirklich könnte. Im wahrsten Sinne des Wortes konnte man ihn als eine tragische Figur bezeichnen, und er schwieg auch weiterhin.

Ich half ihm. »Dein Körper existiert nicht mehr so, wie er einmal war. Dafür aber deine Seele…«

»Sie findet keine Ruhe.«

»Weshalb nicht?«

»Allah nimmt sie nicht an. Das Paradies ist ihr verschlossen geblieben. Der Garten, wo alle Sorgen enden, darf von mir nicht betreten werden. Deshalb muß ich weinen.«

»Was verwehrt dir den Eintritt?«

»Mein Schicksal. Ich bin ein Verfluchter der Zeiten. Ich werde immer sein, denn ich habe mich gegen die Ungläubigen nicht wehren können. Sie waren zu stark. Sie haben uns überfallen, meine Diener getötet, und andere, die sich nicht wehrten, mit in die Gefangenschaft geschleppt. Wie kannst du, der du ebenfalls meine Diener getötet hast, von einem Vertrauen sprechen, das ich dir entgegenbringen soll?«

»Ich habe deine Diener getötet?« Mein Lachen blieb mir in der Kehle stecken, denn der Ausdruck auf dem Gesicht der Figur war noch ernster geworden, so daß ich an seinen Worten kaum noch zweifelte. Er gab mir auch eine Erklärung. »Es sind die Gnome, die mir dienten. Verstehst du jetzt?«

Ich war überrascht, aber ich sagte nicht, daß es mir leid tat, denn auch diese Wesen hatten töten wollen. Es machte ihnen nichts aus, daß Menschen starben.

»Du hast sie befehligt?«

»Ich sagte es dir!«

»Aber wieso? Weshalb? Was hast du mit den Gnomen zu tun? Und wie bist du aus dem Morgenland hierhergekommen?«

»Man raubte mich«, drang es leise aus dem Mund der Statue. »Es waren Kreuzritter, die in unser Land einfielen, um das Grab ihres Gottes zu befreien. Sie kamen in mein Gebiet, und dort fanden sie mich. Sie hielten mich für sehr kostbar, packten mich ein und nahmen mich mit. Auch Gnome fingen sie ein. Sie konnten sich nicht wehren, denn das Zeichen ihres Kreuzes bannte meine Diener. Aber hier haben wir uns befreien können, nur ich, Harun, durfte nicht ins Paradies, weil ich versagt hatte. Aber Allah hat mich nicht verlassen. Überall, wo ich erscheine, werde ich Hilfe bekommen und nur Unglück

bringen. Allah schickt seine Sendboten mit den glühenden Pfeilen, die auf die Menschen niederkommen, die mich geraubt haben und mit mir Geschäfte machen wollen. Ich darf niemandem gehören, verstehst du, niemandem!«

Jetzt hatte ich die Zusammenhänge begriffen. Plötzlich wußte ich, aus welch einem Grund Hester Shapiros Mann gestorben war. Er hatte sich im Besitz der Statue gefühlt, war vielleicht stolz gewesen, hatte aber ihre genaue Vergangenheit wohl nicht richtig durchleuchten können, sonst wäre ihm nämlich aufgefallen, wie gefährlich der Besitz der Statue war.

»Aber jetzt habe ich dich«, sagte ich.

Da lachte die Figur leise. »Was macht das schon, wenn du von einem glühenden Pfeil durchbohrt wirst und verbrennst?«

»Das ist ein Irrtum«, erklärte ich ihm. »Ein fataler sogar, denn mein Freund und ich sind es gewesen, die deine auf fliegenden Teppichen sitzenden Diener töteten. Auch das Kreuz, das ich bei mir trage, hat dazu beigetragen. Es gibt sie nicht mehr.«

»Du lügst.«

»Nein, ich sage die Wahrheit.«

Er drehte den Kopf, weil er mich anschauen wollte. Ich wich seinem Blick nicht aus und hörte, wie er mit leiser, klagender Stimme fragte: »Soll ich sie herholen?«

»Bitte.«

»Du sagst es so, als würdest du mir nicht glauben!«

Doch! Plötzlich glaubte ich ihm, denn mir fiel ein, daß wir uns in der Vergangenheit befanden und ich die Mitglieder des Phantom-Kommandos in der Gegenwart vernichtet hatte. Demnach konnten sie in der Vergangenheit noch existieren.

Er lachte leise und sagte: »Willst du den Beweis?«

»Nein, nicht mehr.«

Doch er wollte mir seine Macht demonstrieren. »Ich werde Allah bitten, sie zu schicken. Du hast meine Diener getötet, so werde ich dich durch seine Diener töten. Warte es ab.«

Das brauchte ich nicht, denn er hatte es tatsächlich in die Tat umgesetzt. Das Flackern stammte nicht von meiner Fackel. Es besaß eine viel hellere Farbe.

Ich bekam Magendrücken.

Vor mir lag der Gang, aber rechts und links gab es ebenfalls noch Stollen, die tiefer in den Berg führten. Königin Diablita hatte schon gewußt, weshalb sie mich mit der Figur allein ließ. Das Orakel, das ihr gedient hatte, konnte auch anders handeln.

»Wenn du verbrennst, schaue ich zu!«

Mehr sagte Harun nicht, denn er überließ das Feld seinen Helfern, von denen zwei plötzlich am dunklen Ende des Ganges erschienen und

etwa in Hüfthöhe über den Boden wischten.

Die brennenden Pfeile gaben soviel Helligkeit, daß ich die Gestalten erkennen konnte. Sie sahen so aus wie in London. Bis auf einen Lendenschurz fast nackt. Ihre Gesichter waren durch silberne Masken verdeckt. Die Sehnen waren gespannt. Auf ihnen lagen die brennenden Pfeile, die, wenn sie einmal getroffen hatten, jedes Ziel vernichteten.

Ich zog meine Beretta und rutschte auf dem Boden zur Seite.

Dann zielte ich wie auf dem Schießstand…

***

Suko war grau im Gesicht geworden, und das sollte bei ihm, der nicht so leicht zu schockieren war, schon etwas heißen. Er hatte alles verstanden und auch begriffen, im Gegensatz zu Sir James, der in den Fall nicht so genau eingeweiht war. Doch der Superintendent wußte, daß sich die Unterhaltung zwischen der Statue und einem anderen nicht in dieser Zeit abgespielt hatte.

Sie hatten die Worte gehört, aber niemanden gesehen. Es war auch kaum zu fassen, einen Freund sprechen zu hören, der in eine andere Zeit versetzt worden war. Aber man konnte ihm auch nicht helfen. Dies wiederum ärgerte Suko.

»Er lebt«, sagte Sir James.

»Wenigstens das.«

»Und wir werden ihm helfen!«

Suko war überrascht, wie fest der Superintendent gesprochen hatte. »Helfen? Gern, Sir. Nur frage ich mich, wie wir das bewerkstelligen sollen. Ich habe keine Idee.«

»Die liegt auf dem Tisch.«

Suko schaute hin. Die Statue konnte Sir James nicht gemeint haben, blieb nur der eine Gegenstand. »Meinen Sie den Würfel?«

»Natürlich.«

Suko nickte. »Okay, nur frage ich mich, wie wir John durch ihn helfen sollen?«

»Er ist manipulierbar. Wenn wir uns auf ihn konzentrieren, muß er es einfach schaffen, John aus der Vergangenheit in die Gegenwart zurückzuholen. Das ist alles!«

Suko war skeptisch. »Ich kann mir nicht vorstellen, daß dies so einfach funktioniert. Nein, Sir…«

Sir James runzelte die Stirn. »Und was halten Sie davon, Suko, wenn wir die Figur zerstören?«

Der Inspektor wurde blaß. »Das kann nicht Ihr Ernst sein. Sie ist der Übermittler. Wenn wir tatsächlich…«

»Ein Bluff wäre nicht schlecht!« unterbrach Sir James seinen Mitarbeiter. »Wirklich nicht. Wir lassen es einfach darauf ankommen.«

Er wedelte mit der rechten Hand. »Machen Sie schon, Suko! Nehmen Sie diesmal den Würfel und bluffen Sie auf Teufel komm raus!«

Der Inspektor schluckte. Er wußte nicht, ob das alles funktionierte, wie es sich sein Chef vorgestellt hatte. Aber ihm war klar, daß dieser Plan ein gewaltiges Risiko für alle Beteiligten in sich barg. Man brachte John Sinclair in Lebensgefahr.

Andererseits gab es wohl kaum eine andere Möglichkeit, ihn wieder in die normale Zeit zurückzuholen.

Also versuchte er es.

Sir James nickte ihm zu und schaute auf die Hände des Inspektors, die von zwei Seiten den Würfel umklammerten und ihn langsam in die Höhe hievten…

***

Fehlschüsse durfte ich mir nicht erlauben, dazu waren meine Gegner einfach zu gefährlich und auch viel zu schnell. Zum Glück für mich war der Gang eng. Es gab für die Angreifer kein Ausweichen. Sie mußten auf ihrer Flugbahn bleiben.

Wie schon in London knieten sie auf diesen Teppichen. Die Maske verdeckte ihre Gesichter. Dafür flackerte das Feuer an den Pfeilen und warf ein Wechselmuster aus Rot und Schwarz über die Gesichter der beiden Angreifer.

Zweimal drückte ich ab. Zu verfehlen waren meine Gegner nicht.

Einer versuchte noch, einen brennenden Pfeil abzuschießen, es mißlang fast völlig. Der kraftlos verschossene Pfeil klatschte in eine Wand.

Bevor sie weitere Pfeile verschießen konnten, wurden sie erwischt und von ihren Teppichen geholt. Sie verloren Pfeil und Bogen, wurden hochgehoben und fielen zu Boden, wo sie augenblicklich ins Stadium der Auflösung übergingen. Die Gesichtsmasken schmolzen zu silbernen Klumpen.

Bei dem fliegenden Teppich schien es so zu sein, als wäre er mit seinem Besitzer verwachsen. Gab es den Flieger nicht mehr, so hatte auch der Teppich seine Funktion verloren.

Das war alles.

Ich erhob mich. Diesmal hatte ich Glück gehabt, denn es hätte auch anders kommen können.

Plötzlich hatte ich das Gefühl, vor einem Feuer zu stehen.

Das konnte nicht sein.

Ich drehte mich um.

Es war kein Feuer, denn Gestein brennt nicht. Dafür schmolz es, und daran trug die Flamme des Pfeils den Großteil der Schuld. Sie war so heiß und mächtig, daß sie den Stein verflüssigte.

Wie wenig Chancen hatte dann erst ein Mensch?

Eine kleine Höhle hatte das Feuer bereits hineingebrannt. An deren Rändern floß das flüssige Gestein wie Lava nach unten, sammelte sich dort, bevor es zu Boden tropfte und aufzischte.

Ich trat zurück. Von Lava wollte ich nicht gerade erwischt werden. An den beiden Phantom-Fliegern schob ich mich vorbei.

Ihre Körper hatten sich zusammengezogen und befanden sich bereits im Zustand der Auflösung. Diesmal hatte ich Glück gehabt.

Fragte sich nur, wann und ob es mich verlassen würde.

Ich mußte den Ausgang suchen, und das war gar nicht so einfach.

Wahrscheinlich hatte ich mich in dem unterirdischen Berglabyrinth verlaufen. So etwas Ähnliches hatte mir Diablita ja angedroht, und sie schien recht zu behalten.

Ich ging den Weg wieder zurück. Das heißt, ich nahm an, daß es der gleich war.

Meine Fackel leuchtete mir. Ein anderes Licht sah ich nicht.

Entweder waren sämtliche Fackeln gelöscht worden, oder ich hatte mich tatsächlich so weit von ihnen entfernt, daß ich sie nicht mehr sah.

Lange würde meine Fackel auch nicht brennen. Zur Hälfte war sie bereits verschmort, ihr Licht wurde immer dunkler. Manchmal erreichte es kaum noch den Grund, während ich mich als Zielscheibe deutlich abhob.

Ich schaute in Stollen, Gängen und Nischen nach. Nur Dunkelheit und Leere. Wie ein grausamer Hohn und Spott, ausgeschickt von einer Person, die sich Diablita nannte.

Sie herrschte über die unterirdischen Gänge. Sie war die absolute Königin, aber es gab noch einen Joker in diesem Spiel.

Hector de Valois!

Von ihm hatte ich nichts gesehen. Er hielt sich zurück. Aus welch einem Grund? Für mein Leben gern hätte ich mich mit ihm unterhalten, dann wären einige Rätsel gelöst worden.

Ich senkte die Fackel zu Boden und schaute nach vorn in die Dunkelheit.

Entweder gaukelte mir mein Verstand ein Wunschbild vor, oder es gab ihn tatsächlich, diesen schwachen, rötlichen Schein, der sehr unruhig war und nur von einer Fackel stammen konnte.

Ich drückte mich gegen eine Wand und schaute genauer in diese Richtung. Ja, da tat sich etwas.

Keine Täuschung!

Jemand kam mir entgegen. Wenn es Diablita war, würde sie mich kennenlernen. Dann mußte es einen Weg geben, dieser verdammten Welt zu entfliehen!

Ich entschied mich für das Versteckspiel.

Nur wenige Schritte entfernt entdeckte ich die Öffnung zu einem

Seitengang, der sich rasch verbreiterte und sogar in eine Höhle auslief.
Dort blieb ich stehen und wartete.
Die Fackel löschte ich nicht.
Manchmal tropfte flüssiges Pech zu Boden. Die einzigen Geräusche, die ich vernahm.
Der andere kam näher.
Schritte klangen auf. Ihre sanften Echos rollten geheimnisvoll durch den Gang.
Aber ging so eine Frau?
Nein, daran wollte ich nicht glauben. So reagierte keine weibliche Person, das mußte ein Mann sein oder…
Vielleicht ein Monstrum?
Ich schob mich vor. Nur keine Geräusche verursachen!
Die Person hatte die Abzweigung, die ich genommen hatte, bereits passiert, war aber stehengeblieben, als wäre ihr erst jetzt eingefallen, daß sie einen Fehler begangen hatte. Im Fackellicht erkannte ich, daß es nicht die Königin Diablita war.
Es war genau die Person, die ich gesucht hatte.
Hector de Valois!

***

Ich sprach ihn an, redete leise, er sollte sich nicht erschrecken, und er zuckte nicht einmal zusammen, als er meine Stimme vernahm. So gut war sein Nervenkostüm.
Gemächlich drehte er sich um. Sein Gesicht erschien im Schein der Fackel. Ich sah den Knebelbart, der eine andere Farbe bekommen hatte, und er schaute auch mich an.
»Ich habe dich gesucht.«
»Gleichfalls.«
Er verstand wohl nicht so recht und schüttelte den Kopf. »Wo befindet sich die Statue?«
Die hatte ich tatsächlich wieder mitgeschleppt und deutete über meine Schulter auf den Eingang des kleinen Stollens. »Da habe ich sie in Sicherheit geschafft.«
De Valois lächelte, als hätte er alles verstanden. Ich fragte mich, was er überhaupt wußte. Dieser Templer spielte eine so undurchsichtige Rolle, daß ich nicht mehr klarkam.
»Du solltest auf sie achtgeben«, erklärte er mir. »Diablita will sie besitzen.«
»Und dann?«
»Sie gehört ihr.«
»Ich habe sie gewonnen.«
»Das zählt für eine Frau wie sie nicht. Du hättest ihr erstes Angebot akzeptieren sollen.« De Valois hob die Schultern. »Daß du es nicht

getan hast, zeigt mir, welch ein Mann du bist. Ein besonderer?«
Ich wiegte den Kopf. »Kaum.«
Er lächelte. Sein Gesicht verzog sich dabei, und er schüttelte auch den Kopf. »Ich habe sofort gespürt, daß mit dir etwas Besonderes los sein muß. Ich weiß nur nicht, wie ich dich einordnen soll. Aber wir werden wohl kaum die Zeit haben, darüber zu sprechen, obwohl ich sehr wißbegierig bin. Diablita jagt dich bereits. Sie hat ihre Häscher ausgeschickt und hält auch die Eingänge besetzt.«
»Was will sie denn?« fragte ich.
»Das Orakel!«
Ich schüttelte den Kopf. »Nein, noch habe ich es. Ich frage mich, wie sie dazu kommt. Was hat eine Person wie sie damit zu tun?«
Hector de Valois überlegte sich die Antwort gut. Bevor er sprach, nickte er. »Ich glaube, die Zeit können wir uns nehmen. Diablita hat die Statue gefunden und ihre Macht erkannt. Zuvor glaubte sie mehr an den Satan, aber als ihr die Statue in die Hände fiel, schaltete sie und machte sich eine der Kräfte zu eigen. Sie wollte die Magie der Statue und die der Hölle miteinander verbinden, deshalb gab sie sich diesen außergewöhnlichen Namen und schwang sich auch zur Königin auf. Da sie auf die sehr abergläubischen Menschen in dieser Gegend traf, war es leicht, das Volk unter Kontrolle zu bekommen. Und so herrscht sie in den Bergen, und ich in ihnen, denn diese Tunnel und Gänge sind ihr eigentliches Reich. Um hinaus zu gelangen, müßten wir durch den Vorhof, eine große Höhle, die den Mittelpunkt darstellt. Bist du jetzt zufrieden?«
»Nein.«
»Was ist noch?«
»Ich will mehr über dich wissen, Hector de Valois!«
Er lachte mich an. »Über mich? Was soll ich da sagen?«
»Was bist du für ein Mensch?«
»Ein Suchender nach der Wahrheit. Mehr nicht. Ich interessiere mich für die Welt, die Wissenschaft und auch die Magie. Das ist alles, Mensch aus der Zukunft.«
»Dann warst du nicht überrascht, daß ich erschien?«
»Nein, wo denkst du hin? Das Orakel hat dich angekündigt. Diablita wußte Bescheid. Ohne das Orakel ist sie hilflos. Auch ich hätte es gern in meinem Besitz.«
Ich hob die Schultern. »Darüber könnte man reden.«
In seinem Gesicht malte sich Überraschung ab. Mit den Fingern der linken Hand strich er durch seinen Knebelbart. »Du willst mir das Orakel überlassen?«
»Unter bestimmten Bedingungen ja.«
»Welche sind das?«
»Du hast etwas in deinem Besitz, das mir gehört.«

Er lächelte. »Diese krumme Waffe.«
»Ja, ich meine den Bumerang.«
»So heißt sie?«
»Genau. Ihn möchte ich zurückhaben, dann kannst du das Orakel bekommen. Ich habe es in meiner Zeit sowieso, denn ich weiß, daß es die Jahrhunderte überdauert hat. Und noch etwas möchte ich dir sagen. Ich habe dich gesucht, mein Freund. Es gibt mehrere Personen, die dich suchen, denn du bist es gewesen, der mehr über Aibon, den Dunklen Gral, die Templer und auch ein gewisses Kreuz weiß.«
Bisher hatte ich Hector de Valois für einen Menschen gehalten, der sich immer beherrschen konnte. Nun sah ich ihn fassungslos.
»Was hast du mir da gesagt?«
Ich wiederholte es nicht, sondern setzte zu einer anderen Erklärung an. »Es ist so, Hector de Valois. Jeder Mensch muß sterben, auch du hast da keine Ausnahme gemacht. Aber du wirst ein Testament hinterlassen, in dem du einige Rätsel, die du gelüftet hast, niederschreibst. Um dieses Testament wird es harte Kämpfe geben, und es werden nicht nur Menschen sein, die dem Leben positiv gegenüberstehen, denn auch in meiner Zeit gibt es furchtbare Kämpfe zwischen Gut und Böse. Durch deine Forschungen bist du für die Zukunft interessant geworden. Du weißt über Dinge Bescheid, die mich persönlich berühren, deshalb möchte ich dir auch etwas zeigen. Schau es dir an…«
Er nickte. Eine akustische Antwort bekam ich nicht. Zwischen uns lastete die Stille. Da eine so übergroße Ruhe herrschte, konnten wir auch aus der Ferne die Stimmen vernehmen, die mich an ein leises Brausen erinnerten und gleichblieben.
»Sie kommen!« sagte de Valois. »Sie werden uns suchen. Diablita gibt nicht auf. Wir müssen hier weg.« Er holte meinen Bumerang hervor, überreichte ihn mir und hatte seinerseits den Teil des Versprechens eingelöst. Ich steckte den Bumerang ein, ohne ihm die Statue zu überreichen. Das konnte ich später erledigen.
Dafür zeigte ich ihm mein Kreuz.
Ich hatte es auf der offenen Handfläche liegen, damit er es sich anschauen konnte. Hector de Valois trat einen Schritt näher, er senkte den Kopf, starrte auf das Metall und gab ächzende Laute von sich.
»Großer Himmel, das ist es.«
»Was ist es?«
Er hob den Kopf. Sein Gesicht hatte eine Gänsehaut bekommen.
»Das ist das Zeichen des Sieges, das ist unser Kreuz. Das Kreuz der Templer. Sie haben es gehabt. Es hat einen Weg durch die Zeiten gefunden und zahlreiche Stationen gemacht. Es geriet in die Hände der Templer und kam mit auf den Weg ins Heilige Land. Die Kreuzritter haben es genommen und gesiegt. Es ist die Wunderwaffe.«

»Und ich bin sein wahrer Besitzer!« erklärte ich.
De Valois schluckte. Er wollte etwas sagen, auch mir schwirrten zahlreiche Fragen durch den Kopf, und ausgerechnet jetzt, wo wir uns beide hätten durch ausgetauschte Informationen befruchten können, mußten wir verschwinden, denn die Geräusche nahmen von Sekunde zu Sekunde zu. Ein Zeichen, daß die Häscher unterwegs waren und uns erwischen würden, wenn wir an dieser Stelle bleiben würden.
»Vielleicht später«, sagte Hector de Valois. »Du mußt mir viel aus der Zukunft erzählen. Vielleicht kann ich nur so die Rätsel der Welt oder meiner Zeit begreifen.«
»Das ist möglich.«
Er faßte mich an. »Komm, ich kenne mich hier aus. Es gibt Schleichwege, die müssen wir nehmen.«
Ich wollte die Figur nehmen, das ließ de Valois nicht zu. Er hob sie hoch. Dies geschah mit einer spielerisch anmutenden Leichtigkeit. Ein Beweis für die Kräfte des Mannes.
Ich verließ mich voll und ganz auf ihn, und so liefen wir zunächst wieder den Weg zurück, den ich gekommen war. De Valois ging schnell. Es machte ihm nichts aus, die Figur zu tragen. Er kam noch immer nicht darüber hinweg, sie überhaupt zu besitzen, denn er sprach davon, daß für ihn ein Traum in Erfüllung gegangen wäre.
Hoffentlich blieb mir noch die Zeit, mich länger mit ihm zu unterhalten. Dieser Mann wußte Bescheid. Er konnte mir vieles über den Dunklen Gral und die Templer erzählen, so daß ich anderen, die ebenfalls hinter ihm her waren, einen Schritt voraus war. Noch jetzt konnte ich es kaum fassen, ihn überhaupt kennengelernt zu haben. Und was hatten wir diese Person gesucht!
Plötzlich war er verschwunden. Ich wäre fast an der schmalen Öffnung in der Stollenwand vorbeigelaufen, hätte ich nicht sein Flüstern gehört und die helle Hand gesehen, die wie eine Totenkralle aus der Öffnung schaute und mich berührte.
»Hier herein, Freund!«
Er hatte mich Freund genannt. Und dies machte mich auf eine gewisse Art und Weise stolz.
Es war sehr eng. Ich mußte den Bauch einziehen und mich von der Seite her in die Lücke schieben. Dabei merkte ich, daß der Fackelschein vor mir nicht mehr in der gleichen Höhe tanzte, sondern nach unten hin verschwand.
Wir stiegen tiefer in den Berg. Es war ein schmaler Steg, der uns dem Grund entgegenführte, und ich vernahm in der Ferne auch ein wüstes Rauschen.
»Ein Fluß?« fragte ich.
»Ja, er kann uns nach draußen bringen.«
»Gibt es keine andere Möglichkeit?«

»Doch, aber sie wird uns verschlossen bleiben. An den Ausgängen lauern die Diener der Königin. Sie hat die Menschen unter Kontrolle. Sie werden dich erwarten.«

»Dich nicht?«

Hector de Valois lachte. »Ich glaube nicht. Mir wird man nichts tun, verlaß dich darauf.«

Wenn er das sagte, konnte es stimmen. Ich schritt weiter hinter ihm her, und wir tauchten ein in die tiefe Finsternis einer unheimlichen Bergwelt. Am Klang der Schritte erkannte ich, daß wir uns in einer großen Höhle befinden mußten.

Noch stiegen wir bergab. Bis zu dem Punkt, wo de Valois stehenblieb.

Ich trat dicht an ihn heran.

»Wir sind da!« hauchte er.

»Wo?«

»Fast im Zentrum.«

Ich schaute mich um. Die Dunkelheit lag wie eine große Glocke über uns. »Ich sehe nichts.«

»Nein, aber ich spüre sie.«

Er hatte recht, denn urplötzlich hörte, ich eine kalte, höhnische und grausam klingende Frauenstimme. »Willkommen in meiner Falle, Mann aus der Zukunft. Sieger ist immer der, der die letzten und besten Trümpfe in den Händen hält. Und das bin ich!«

Da hatte Diablita recht. Im nächsten Moment wurde es hell. Wie viele Fackeln es waren, sah ich nicht, aber sie leuchteten an zahlreichen Stellen und erhellten diesen gewaltigen unterirdischen Dom, der für mich zu einer Falle ohne Ausweg geworden war…

***

Ich brauchte einige Zeit, um alles aufzunehmen und begreifen zu können. Der Felsendom war so groß, daß er von mehreren Steingalerien durchzogen wurde, die an den Wänden treppenartige Aufbauten bildeten. Und dort hatte Diablita ihre Streitmacht versammelt. Es waren diesmal keine Geistwesen aus irgendwelchen Dimensionen, sondern schwerbewaffnete Männer, die ich auch als Zuschauer während meines Kampfes gegen den schwarzen Ritter erlebt hatte.

Die Menschen gehorchten ihr, der großen Königin. Und sie stand im Mittelpunkt. Allerdings nicht auf einer Galerie, sondern tiefer, auf dem Grund der Höhle.

Düsterer Fackelschein umgeisterte sie, und abermals hockten auf ihren Schultern zwei Gnome, die Peitschen in den Händen hielten.

»Komm zu mir, Mann aus der Zukunft. Für den Sieger, das hatte ich zu sagen vergessen, gibt es immer drei Belohnungen. Du kannst dir

deine letzte abholen. Es ist der Tod!«

Ich blieb stehen, aber de Valois stieß mich an. »Geh«, sagte er zischend. »Ich bleibe bei dir.« Sein Gesicht sah ernst aus. Ich wollte einfach nicht glauben, daß er mich bewußt in diese Falle gelockt hatte, aber konnte ich ihm trauen?

Die Worte der Königin ließen mich schwankend werden. »Ich danke Euch, Hector, daß Ihr ihn mir hergeschafft habt. Vielen, herzlichen Dank dafür.« Sie lachte wieder. Und dann sagte sie etwas, das mich überraschte. »Gib ihm das Orakel, Hector. Ich will, daß er es mir zu Füßen legt, bevor ich ihn köpfen lasse.«

Wie auf einen geheimen Befehl hin erschien plötzlich ihr unheimlich wirkender Leibwächter.

Zuerst sah ich nur einen Schatten. Einen Arm mit der gefährlichen Mörderaxt in der Hand. Durch das Licht unnatürlich groß und verzerrt wirkend.

Das sollte mein Henker sein!

Ich nahm Hector die Figur aus der Hand. Die Fackel schleuderte ich weg, weil ich sie nicht mehr brauchte. Mit der Figur in der Hand schritt ich auf Diablita zu, und ich merkte gleichzeitig, daß sie sich irgendwie verändert hatte.

Nicht äußerlich, nein im Innern. Da war etwas in Bewegung geraten. Material veränderte sich, formte sich um, gab Wärme ab, und ich spürte ein Kribbeln, das sich durch meine Arme bis hoch in die Schultern fortsetzte.

Ich sagte nichts und hoffte, daß man mir auch nichts anmerkte, denn mein Blick war nicht auf die Frau gerichtet, sondern auf Aik, ihren Leibwächter und Killer.

Der stand schlagbereit…

In seinem Gesicht rührte sich nichts. Es blieb ebenso glatt wie das seiner Herrin. Und die zahlreichen Helfer, die sich mit ihren brennenden Fackeln auf den Galerien aufgebaut hatten, schauten zu uns herunter, um die große Szene mitzuerleben.

Eigentlich war ich ja verrückt. Ich hätte die Figur fallen lassen, meine Waffe ziehen und schießen sollen. Oder den Bumerang einsetzen. Nur hatte die Sache einen Haken. Wenn ich das tat, würden die auf der Galerie stehenden Männer eingreifen. Ihren geschleuderten Speeren, Lanzen und Pfeilen konnte ich nicht entgehen.

Die Falle war tatsächlich zugeschnappt.

Noch zwei Schritte mußte ich gehen, um die Königin zu erreichen. Nach dem ersten hörte ich ihren Befehl. »Bleib stehen, es ist weit genug!«

Ich stoppte.

›Ja, bleibt so!‹

Ich zuckte zusammen, denn plötzlich hörte ich eine Stimme, die

keinem der Anwesenden hier gehörte. Es war Suko, der da gesprochen hatte, und er redete auch weiter.

›Kontakt, John. Ich habe Kontakt. Der Würfel… ich werde es versuchen. Ich mache es …‹

»Knie nieder!«

Scharf sprach Diablita den Befehl. Jetzt Widerstand zu zeigen, wäre Wahnsinn gewesen, also tat ich, was man mir geraten hatte.

Ich beugte mich vor, während ich gleichzeitig in die Knie ging.

An ihrem Atem hörte ich, wie zufrieden Diablita war. Sie hatte zum Schluß doch noch gewonnen.

Das Tappen nackter Füße hörte ich von der rechten Seite näherkommen. Aik bewegte sich auf mich zu, und der Schatten des Beils fiel bereits über mich.

»Laß sie los!« befahl Diablita.

›Nein, noch nicht, John!‹ Es war Sukos Befehl. Er hatte noch nicht den richtigen Zeitpunkt erwischt. Verdammt, wenn er sich doch beeilen würde! Plötzlich stand ich unter einem gewaltigen Streß. Die Nervosität ließ mich zittern. Der kalte Schweiß hatte sich in meinem Nacken gesammelt, auch auf der Stirn stand er.

Wenn in der folgenden Sekunde nichts passierte, dann…

Und es geschah etwas. »Schlag zu, Aik!«

Im gleichen Augenblick explodierte um mich herum die Welt, und vor den Augen der Königin Diablita raste die Mörderklinge ins Leere…

***

Suko riß den Mund auf. Ein Schrei drang über seine Lippen, während er zurück bis gegen die Wand taumelte, den Würfel aber wie unter einem Krampf festhielt und sich an ihn klammerte wie an einen Rettungsanker. Er hatte alles eingesetzt, den Kontakt bekommen und auch innerhalb des Würfels gesehen, in welch einer Gefahr John schwebte.

War er rechtzeitig gekommen?

Irgend etwas raubte ihm den Atem. Er holte Luft, selbst das fiel ihm schwer, und dann spürte er Hände auf seiner Schulter und hörte Sir James Powells beruhigende Stimme.

»Suko, es ist alles in Ordnung. Sie brauchen sich keine Sorgen mehr zu machen…«

Der Inspektor erwachte wie aus einem tiefen Traum. Er ließ es auch geschehen, daß ihm Sir James den Würfel aus der Hand nahm.

Und erst dann schaute er auf.

Jemand grinste ihn an.

Das war ich.

»John!«

»Okay, alter Junge, du hast mich geholt.« Dann lagen wir uns in den

Armen. Beiden war uns ein Stein vom Herzen gefallen, und Sir James schaute schmunzelnd zu.

Natürlich hatten wir was zu erzählen. Ich erfuhr, weshalb der Tote im Raum lag, war erschüttert und erklärte dann, wie es mir ergangen war.

Ungläubig schauten Sir James und Suko mich an. »Du hast Hector de Valois kennengelernt?« fragte mein Freund.

»Das habe ich.«

»Dann ist alles klar. Du weißt Bescheid…«

»Nichts weiß ich, Suko, gar nichts. Wir sind nicht dazu gekommen, Informationen auszutauschen. Aber ich weiß jetzt, daß es ihn tatsächlich gegeben hat und er sogar mein Kreuz kennt.«

»Das ist unwahrscheinlich«, flüsterte Sir James.

»Richtig.« Ich ließ das Kreuz auf meiner Handfläche liegen und schaute mir auch die Statue an. »Ich bin der Meinung, daß uns noch einige Überraschungen bevorstehen.«

Kaum hatte ich den Satz gesprochen, als die erste Überraschung bereits eintraf.

Ob sich das Kreuz oder der Würfel dafür verantwortlich gezeigt hatten, wußte keiner von uns. Jedenfalls zerfiel Harun vor unseren Augen zu Staub. Die Figur hatte die fremde Magie nicht verkraften können.

Für uns würde die Statue nur mehr Erinnerung bleiben. Das war vielleicht ganz gut so…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 392 »Phantom-Kommando«